Die [illegible] Burg.

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Zehnter Band.

Die Rheider Burg.
I.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Die Rheider Burg.

Erzählung

von

Levin Schücking.

Erster Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Inhalt.

Die Rheider Burg.

Erster Band.

Erstes Capitel.

Der Rheider Hammer.

Diejenigen unserer Leser, welche einen längern Aufenthalt in der alten heiligen dreigekrönten Stadt Köln am Rhein gemacht haben, unterließen sicherlich nicht, einen oder den andern ihrer freien Tage zu Ausflügen auf das Gebiet zu benutzen, welches sich diesseits, auf dem rechten Ufer des schönen deutschen Stromes ausdehnt. Von der Höhe des die weitgedehnte Ebene im Osten umschließenden Hügelzugs herab hat sie Schloß Bensberg gelockt, das man allabendlich in Köln mit seinen purpurn flammenden Fensterreihen weithin über das Land leuchten sieht. Sie haben diese Schöpfung der schönen und anmuthigen Kurfürstin Anna von der Pfalz besucht, der Tochter Cosimo's des Dritten von Toscana, die hier sich eine Villa gründete, wo

sie bei'm Anblick des zu ihren Füßen liegenden Landes, des fernabziehenden Stromes und der hochragenden Stadt sich in Erinnerungen erging an ihr schönes, Villen-übersäetes Arnothal und die Zauberstadt Florenz, aus der die Tochter der Medicis so weit entführt war, hierhin in den kalten Norden ihres bergischen Herzogthums.

Oder sie haben sich in die Höhenzüge hineingewagt, welche den östlichen Horizont Köln's schließen; sie haben die merkwürdige Thalschlucht aufgesucht, wo in tiefer Gebirgseinsamkeit, umringt von den Wiesenmatten und dem schattigen Gehölz, die ein schmaler, hastig über Steingeröll daher schießender Bach durchschlängelt, sich plötzlich und überraschend der schöne Dom von Altenberge vor dem Wanderer erhebt — die prächtige gothische Grabeskirche der alten Grafen und Herzoge von Berg, der verkleinerte Maßstab für die große kölner Cathedrale.

Jedenfalls haben diejenigen unserer Leser, von denen wir reden, ein Stück des bergischen Landes gesehen und stimmen uns, während ihre Augen über diese Zeilen fliegen, mit freundlichem Kopfnicken bei, wenn wir sagen, daß es ein hübsches und freundliches Land ist; sie glauben uns auch, wenn wir hinzusetzen, daß es bewohnt wird von einem braven, betriebsamen Volke, welches sich in nationaler Besonderheit scharf von den

linksrheinischen Stämmen unterscheidet; daß es reich ist an ererbten Ueberlieferungen und Gebräuchen, und treu an den Sagen und Geschichten hängt, welche sich — wie ein letzter Rest der angestammten Privilegien — an die alten Schlösser, Klöster und Burgen oder Edelhöfe knüpfen, nachdem deren andere Herrenrechte und feudalistische Auszeichnungen den Weg alles Fleisches gegangen sind.

Namentlich schön und, wie man es nennt, „romantisch" ist im alten Lande der Berge das schmale waldreiche Thal, welches die Wupper durchströmt. Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen des Süderlandes oder des Herzogthums Westfalen, wo man ihn Wipper nennt, und durchzieht das merkwürdige industriereiche Thal von Barmen und Elberfeld; und nachdem er hier unzählige Mühlen und Räder getrieben, unter eben so unzählbaren Brücken und Stegen sich durchgedrängt und endlich eine nicht minder unzählbare Anzahl von Bleichen, Färbereien und Fabrikcanälen mit dem nöthigen Wasser versehen hat, nimmt er wie müdegehetzt, mit einem Schwunge nach Südwesten, Reißaus vor all dem industriellen Lärm. Er sucht die schwere Arbeitsnoth und die tausend Hemmnisse, die der listige Fleiß der Menschen ihm bereitete, und die hundertfältigen Plackereien, mit denen man ihn heimsuchte, in der stillen,

schattigen Einsamkeit der Gehölze und Bergschluchten zu vergessen, die ihn tröstend empfangen und geleiten, bis er in das offene Rheinthal eintritt und sich dann mit dem mächtigen Strome vereint.

In jenen Bergschluchten, deren Wände mit dichtem Buchen-, Eichen- und anderem Laubholz bestanden sind, herrscht nun freilich Ruhe, Kühlung und Frieden. Aber der kleine Fluß hat dennoch sich vergebene Hoffnungen gemacht, wenn er wähnte, er würde hier seinen Verfolgern für immer entronnen sein. Da, wo die Thalenge sich erweitert; wo Raum zu grünen, leise anschwellenden Matten, zu kleinen Ansiedlungen gegeben ist, da erheben sich die Dächer zerstreuter Gehöfte, die oft den ganzen schmalen Raum, zwischen dem das Thal aufwärts ziehenden Fahrwege und dem Flußufer füllen und dann nicht selten heimtückisch genug große Schwungräder in den Fluß hineingestellt haben, in der stillschweigenden Voraussetzung, daß er im Vorübergehen ihnen den Gefallen thun würde, sie umzudrehen. Und in der That, so unbescheiden dieses Verlangen sein mag, gestellt an einen unglücklichen Fluß, der unlängst durch Barmen und Elberfeld lief und dort dem Einen seine schmutzige Wolle wusch, dem Andern seine Garnstränge spulte, dem Dritten die rothen, blauen und grünen Laugen seiner Färbereibottiche wegspülte — unser ge-

fälliges Gewässer täuscht keine dieser egoistischen Voraussetzungen. Aber er thut es mit Zorn und Ingrimm, und indem er sich auf die Räder, welche man ihm in sein reines kiesiges Bett gebaut hat, stürzt, erhebt er dabei ein Brausen, Rauschen und Schäumen, welches hinreichend andeutet, mit welchen Gefühlen tiefer Entrüstung er abermals die Arbeit auf sich nimmt; und noch eine lange Strecke weit kollert und schäumt er so zornig weiter, wenn er die schweren Mühlräder hinter sich hat.

Eines dieser Werke oder Gehöfte, das ein sehr sauberes blank angestrichenes und stattliches Vordergebäude und sehr schwarze, rußge, das Ufer entlang gestellte Hintergebäude zeigt, ist der Rheider „Osemund"-Hammer.

Dies Werk war vor etwa einem halben Jahrhundert das bedeutendste im Thale; es hatte sich die schönste und malerischeste Strecke, welche der Fluß durchströmt, ausgesucht, um sie mit seinem Räderrauschen und dem Getöse seiner Hämmer zu erfüllen, und hatte weit über ein Jahrhundert lang bereits mit seinem „Osemund"- oder seinen Rohstahlproducten die „Drahtrollen" der Nachbarschaft versorgt. Seit über hundert Jahren hatten von Vater auf Sohn die Ritterhausen auf dem Werke wie Erbherren gesessen und wie

feudalistische Erbherren hatten sie ihre Schaar wenn nicht reisiger, doch jedenfalls riesiger Knechte um sich versammelt gehabt, Menschen von breitschultrigem Wuchs, in deren gewaltigen Fäusten die lange Eisenstange, welche sie schwangen, sicherlich eine nicht minder gefährliche Waffe war, als die Hellebarde in der Hand des ritterlichen Knappen oder Landsknechts. Zur Osemund-Schmiederei nämlich gehörten die allerkräftigsten Leute. Niemand anders war einer Arbeit gewachsen, welche darin bestand, mit der gewaltigen Anlaufstange auf dem Heerde zu arbeiten, das Eisen im Feuer vor dem Winde hin und her zu drehen, das geschmolzene Metall an der Stange aufzuwickeln und unter den Hammer zu bringen. Um solche Männer dem Gewerbe zu erhalten, waren deshalb ehemals auch die Osemundschmiede kantonfrei, das heißt, sie waren von der Militärpflicht ausgenommen.

Von solchen Gesellen umgeben hatten also die Ritterhausen mit einer gewissen Erbweisheit fleißig und betriebsam ihr Besitzthum ausgebeutet, alle günstigen Conjuncturen wohl benutzt, alle ungünstigen geschickt und wohl vorbereitet bekämpft; und so kam es, daß sie wohlhabende Leute geworden. Man sah das dem Hammer auch schon von fern an. Das Haus lang, einstöckig über einem massiven Kellergeschoß von Fach-

werk erbaut, zeigte eine glänzende Fensterreihe und an allem Holzwerke frische blanke Farben. Die lange Vorderseite war dem Wege zugekehrt, der durch das Thal führte, aber durch einen großen Rasenplatz, auf dem einzelne uralte Linden und Buchen sich erhoben, von diesem Wege getrennt. Die Bäume ersetzten dem Hause zugleich die Jalousien, sie gaben ihm hinreichenden Schatten vor den Strahlen der Abendsonne, welche allein diese Hauptfronte trafen. Die Nebenseite des Hauses rechts zeigte eine Glasthüre, welche über fünf oder sechs Stufen hinab in einen großen, reich mit Obstbäumen und Gesträuchen besetzten und am untern Ende in ein schattiges Bosquet sich verlaufenden Garten hinabführte. Die Hammergebäude erblickte man nicht von dem Standpunkte, von welchem aus wir das Gehöfte betrachten, d. h. von dem vorüberziehenden Wege her; sie bargen sich mit ihren geschwärzten Dächern und qualmigen Essen hinter dem Wohnhause. Aber der Rauch ihrer Kohlenfeuer wirbelte qualmig an der steil ansteigenden, grünen und buschigen Bergseite empor, welche jenseits des Flusses das Thal schloß.

Eine weite Aussicht hatte man von der Nebenseite des Hauses aus, wenn man sich auf die Schwelle der Gartenthüre stellte. Hier blickte man, über die Wipfel der Obstbäume fort, den Windungen des Flusses,

der sich durch Grasmatten schlängelte, nach, bis ein vorspringender Berg, der dem Gewässer in den Weg trat, das Thal so dicht abschloß, daß es schien, es gäbe gar keinen Ausweg daraus, und wer sich einmal in diesen freundlichen Erdwinkel verloren, der sei für immer gefangen darin, wenn er nicht etwa den Muth habe, die steilen Bergseiten hinan durch das Gestrüpp sich einen Weg zu bahnen und so zu entkommen aus dem stillen Reiche Pan's und der Najaden der Wupper.

Jener Berg, welcher mit abschüssiger felsiger Wand in den Fluß vortrat und das Gewässer zwang, sich erst rechts zu schlagen und dann wieder links gewandt einen Durchgang zu suchen, trug, ungefähr anderthalb hundert Fuß hoch über dem Wasserspiegel, ein Bauwerk, welches einen von den Hammergebäuden durchaus verschiedenen Charakter zeigte. Waren diese einstöckig und aus Fachwerk errichtet, so erhob sich der Bau auf der Berghöhe desto stattlicher in zwei oder drei Stockwerken — es war in der That schwer zu sagen, in wie vielen, denn die Fenster waren unregelmäßig und symmetrielos angebracht und wie von reiner Willkür in das alte schwere Mauerwerk gebrochen. Ein breiter Erker, der auf schweren Kragsteinen ruhte, trat aus dieser stattlichen Mauerfronte hervor und an den Ecken erhoben sich, an der einen Seite ein viereckiger Thurm,

bis zu der Höhe des übrigen Gebäudes von Bruchsteinen und sodann, noch ein Stockwerk höher, von Fachwerk aufgeführt. An der andern Ecke, dem viereckigen Thurm zum Seitenstück, stieg ein schlankes rundes Thürmlein empor, zu schmal, als daß es für einen andern Zweck als etwa um das Gehäuse einer Wendelstiege zu bilden, errichtet sein konnte. So war das Ganze, wie es stolz auf der Bergesstirn erhöht dastand und seine hohen Essen, seine spitzen Dächer und Wetterhähne unten im Flusse spiegelte, ein bedeutsamer, malerischer Punkt, ein Point de Vue, der dem ganzen Thale Leben und Charakter gab, und die Blicke jedes Wanderers gefesselt hielt.

Ob der Edelhof da droben, die Rheider Burg genannt, so anziehend für die Blicke der Bewohner des Hammers sich darstellte, wie für die der Fremden, deren Weg durch das Thal führte, ist eine andere Frage. Die laute bürgerliche Industrieanlage mit ihren reichgewordenen Besitzern und der alte stille Herrensitz mit seinen augenscheinlich zerfallenen Mauern lagen sich zu nah, um nicht in mancherlei Berührungen gekommen zu sein. Diese Berührungen waren in der That nicht ausgeblieben und sie waren nicht immer freundlicher Natur gewesen.

Ein wechselseitiges juristisches Verhältniß, welches

die beiden Sitze an einander knüpfte, war namentlich die Grundlage zu einer erbitterten Stimmung der beiderseitigen Bewohner in den letzten zwanzig Jahren geworden, welche den Ereignissen voraufgehen, die wir hier mit unserer dem Leser bekannten Wahrheitstreue berichten wollen; und die Reibungen zwischen Hammer und Burg hatten damit geendet, daß der Hammer in der That „Hammer“ geblieben, die Burg aber „Ambos“ geworden und von Schlägen getroffen war, denen zufolge sie heute leer und verödet stand.

Aber bevor wir die Verhältnisse und die Thatsachen in's Auge fassen, sehen wir uns nach den Menschen um, die jetzt den Hammer bewohnen. — —

Die Glasthüre an der Nebenseite des Hammergebäudes steht geöffnet und läßt die frische, reine Luft eines Herbsttages, der sonnig glänzend über dem Thale liegt, einströmen. Es ist ein Gartensalon von anständiger Größe, in welchem eine gewisse bürgerliche Eleganz herrscht, in den die Thüre führt. Die Wände sind bedeckt mit einer grün und lilla gestreiften Tapete, unten mit Lambris überkleidet, und man hat den guten Geschmack gehabt, diese Lambris, so wie die Thüren, die Fensterrahmen und die Blendläden unbesudelt zu lassen mit dem entstellenden Oelanstrich, den die Mode des Tages eingeführt hat; alles zeigt die ursprüngliche

reine braune Naturfarbe des Eichenholzes. Ueber dem Kamine hängt ein schön gemaltes Bild in Form eines Medaillons, das zwei Köpfe, einen männlichen und einen weiblichen darstellt. Das männliche Haupt ist das des im Lande der Berge unvergeßlichen Kurfürsten Johann Wilhelm; es zeigt seine geistreichen, markirten Züge, seine klugen großen Augen, die dicke aufgeworfene Unterlippe, über welche die dem guten Herrn eigenthümlichen großen Zähne, welche das Volk des Kurfürsten Hauer nannte, hervorschauen. Ein kleiner schwarzer Schnauzbart ziert die Oberlippe, über Scheitel und Nacken aber fließt die mächtige Alongenperrücke herab, welche der Maler braun und ungepudert gelassen hat, sicherlich, damit das Profil seiner Gemahlin sich auf diesem Hintergrunde desto besser absetze. Dieses Profil war von großer Schönheit; es hatte etwas classisch Edles, und auf den ersten Blick erkannte man darin die Tochter des Südens; die Stirn war hoch, die Nase fein gebogen und der Mund von einer seltnen Lieblichkeit, wie umspielt von den Genien der Heiterkeit und der Güte; stark gezeichnet und dunkel aber waren die Brauen und eben so dunkel die ausdrucksvollen lebhaften Augen der italienischen Fürstin.

Noch andere Bilder hingen in dem Gartensalon, Frauen und Männer verschiedenen Alters und ver-

schiedener Zeiten darstellend. Die Frauen waren meist im Reifrock dargestellt und blickten lächelnd, über eine schöne Rose oder eine Orangenblüthe fort, den Beschauer an; die Männer in rothen Mänteln oder in bequemen, malerisch drappirten Schlafröcken von feinen Stoffen — es lag darin eine kleine Kriegslist, welche auf eine gewisse erbliche Eitelkeit in der Familie Ritterhausen deutet. Denn wären sie Edelleute gewesen, die würdigen hier im Bildnisse verewigten Herren, so würden sie sich ohne Zweifel haben malen lassen in voller Puderfrisur, im seidenen oder sammtenen Bratenrock und darunter mit einem Brustharnisch statt der Weste. Denn wo du, mein geneigter Leser, Bilder von Männern findest, die bei seidenen oder brocatnen Röcken, bei spitzenbesetzten Halsbinden und Manschetten, eiserne Westen tragen, so kannst Du mit Sicherheit aussprechen, daß derartige Bilder Edelleute darstellen. Da nun aber die alten Ritterhausen, die einst als nachgeborene jüngere Brüder der Hammerbesitzer studirt hatten und in den Staatsdienst getreten waren, es wohl zu Hofräthen, Hofkammerräthen und Amtskellnern, nicht aber zum Adelsbrief gebracht, so hatten sie sich in Schlafröcken oder rothen Doctormänteln abconterfeien lassen — bei einem Mann im Schlafrock ist es nicht zu verwundern, daß er keine eiserne Weste trägt!

Außer der offenstehenden Glasthüre hat das Gemach noch ein Fenster, ebenfalls mit der Aussicht auf den Garten und darüber hin auf die alte hochthronende Rheider Burg. Vor diesem Fenster sitzt oder besser liegt, in einem bequemen Lehnstuhl ausgestreckt, ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann, dessen Gestalt jedoch auffallend mit seinen Zügen contrastirt. Denn diese Züge sind tief gegraben und wie von Schmerzen ausgeprägt. Zwischen den dichten Brauen, welche tiefliegende, dunkle lebhafte Augen beschatten, ist eine mächtige Falte eingeschnitten, die, wenn sie sich finster zusammenzieht, dem ganzen Gesicht einen drohenden, bösen Ausdruck gibt. Die einzelnen borstengleichen Haare, welche ergraut aus den Brauen vorspringen; die kleinen Finnen in dem braunen, etwas fahlen Gesicht, tragen nicht dazu bei, dies Antlitz anziehender zu machen. Denn obwohl Nase, Mund und das breite, energisch vortretende Kinn wohlgestaltet und nur sehr männlich ausgebildet sind, so wird sich doch Niemand finden, der behauptet, daß dieser Mann, Johann Wilderich Ritterhausen, der Besitzer des Hammers, ein anziehendes und gewinnendes Aeußere habe.

Freilich wäre es auch unbillig, milde, heitere und wohlwollende Züge zu verlangen von Jemandem, der so leidend ist, wie er. Er trägt die Füße, trotz des

warmen Wetters, dick umhüllt und läßt sie auf einem vor ihm stehenden Tabouret ruhen. Zuweilen gleitet über sein Gesicht ein Zucken, das auf einen plötzlichen grausamen Schmerz deutet. Man braucht kein Arzt zu sein, um wahrzunehmen, daß hier das böseste aller Uebel, die Hyäne Gicht waltet.

Ritterhausen gegenüber sitzt seine Tochter, ein junges Mädchen in einem grün und weiß gestreiften Kleide von einfachem Schnitt, das ihre schöne Gestalt nach der Mode der Zeit — ich habe vergessen, dir zu sagen, lieber Leser, daß wir im Jahre des Heils 1807 stehen — knapp umschließt. Sie beugt das von hängenden braunen Locken umrahmte Gesicht über Papiere und ein dickes Buch, welche vor ihr auf dem runden Tische liegen.

Nachdem sie eine Zeitlang Notizen in das Buch eingetragen, dabei bald das eine, bald das andere Papier genommen und verglichen hat, wirft sie die Feder weg und indem sie sich in das Sopha, auf dem sie ruht, zurücklehnt, erhalten wir Gelegenheit, ihre Züge zu betrachten.

Diese Züge sind so auffallend wohlgebildet, wie das Antlitz des Hammerbesitzers auffallend düster und uneinnehmend ist. Sie haben etwas von der südlichen Schönheit des lieblichen Frauenantlitzes über dem Kamin,

das wir vorhin schilderten — dieselbe Regelmäßigkeit, dieselbe edle Stirn, dasselbe Feuer der großen dunkeln Augen; nur daß ein gewisser schwärmerischer Glanz in ihnen ist, der sie zu charakteristisch deutschen Frauenaugen macht. Die Farbe des Gesichts ist ein feines gedämpftes Incarnat, mehr gleichmäßig verbreitet, als daß man hätte sagen können, es sei zu Rosen auf den Wangen aufgeblüht; „Rosenwangen" und „milchweißen Teint" hat das junge Mädchen nicht, aber sie ist nur desto schöner, ihre Erscheinung nur desto ungewöhnlicher darum; ihre Züge bilden kein ausdrucksloses Aquarellgesicht, sie haben Charakter und Geist.

Eine Zeitlang heftet sie jetzt ihre Augen mit großem festen Blick auf ihren Vater, dem das unbequem zu sein scheint, denn er wendet seine rastlos beweglichen Augen von ihr ab, bald hierhin und dorthin und sagt endlich:

„Was siehst Du mich an, Sibylle, was hast Du?"

Sibylle wacht wie aus Gedanken auf.

„Ich dachte nur, Vater . . ."

„Wenn Du denkst, so jag' mir Deine Gedanken nicht so in's Gesicht, Du weißt, daß mir das nicht lieb und angenehm ist!" —

Sibylle wendet ihre Blicke wieder ihrem Buche zu. Dann sagt sie:

„Und das Geld, die dreitausend Thaler, die uns zurückbezahlt sind, soll ich dem Solinger auf seine Hypothek auszahlen, Vater?“

„Mach's wie Du willst. Der Mann ist in großer Noth darum. Woher soll er's sonst nehmen!“

„Freilich, andere Leute denken eben, wie wir auch denken sollten. Es ist nicht klug, sich auf Hypotheken zu verlassen, so lange man nicht weiß, welches Gesetz und welches Recht über Hypotheken gelten wird. Die Franzosen werfen Alles um, und Niemand kann voraussehen, wie gesichert sein Capital ist, wenn sie einmal unser gutes altes bergisches Recht ganz ausgekehrt haben.“

„Du bist ein weises Huhn,“ versetzt Johann Wilderich Ritterhausen mit einem unmuthigen Lächeln.

„Sie müssen mir dennoch Recht geben, Vater. Es ist sicherer, das Geld zu behalten.“

„Und zu vergraben,“ fällt der Hammerbesitzer ein — „vielleicht schlägt es im Keller aus, wie überwinterte Kartoffeln, und trägt Früchte, statt der Zinsen!“

„Der Zinsen bedürfen wir nicht, aber es kann ein Augenblick kommen, wo wir dringend baares Geld, und zwar viel baares Geld bedürfen!“

Der Hammerbesitzer zuckte die Achseln.

„Es kann solch ein Augenblick kommen,“ sagte er;

„unser gnädigster Großherzog, Herr Joachim Murat, der schon daheim in Cahors, in seines Vaters Wirthschaft, nicht gut thun wollte, hat hier zu wirthschaften begonnen, daß es nicht ausbleiben kann: es wird der Tag kommen, wo er nach baarem Gelde lechzt, wie ein dürstender Hirsch nach Wasser!"

„Und wo seine Domainen wohlfeil werden!" sagte das junge Mädchen halblaut, aber mit einem gewissen bittern Ausdruck.

Johann Wilderich Ritterhausen fuhr sich mit der flachen Hand über das Gesicht; dann ließ er, wie matt und abgespannt, die Hand wieder auf die Lehne seines Sessels zurücksinken.

„Ja, ja," sagte er, „und dann hätte ich so ungefähr Alles erreicht, was ich gewollt habe auf dieser schönen Welt, und — ein Zucken des Schmerzes flog eben über seine Züge und unterbrach ihn — und dann werden wir merkwürdig glücklich sein — ein Paar höchst glückliche Leute, Sibylle! Meinst Du nicht auch?"

„Sie sagen das so spöttisch bitter, als ob es nicht Ihr Ernst wäre, Vater," versetzte Sibylle, nachdem sie eine Weile ihren Vater fixirt hatte. „Ob wir merkwürdig glücklich sein werden, wenn wir die Rheider Burg gekauft haben und ihre Eigenthümer sind, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß das alte Schloß

mit Allem, was dazu gehört, unser werden muß; und weshalb es unser werden muß, das wissen auch Sie zu gut, als daß wir davon zu reden brauchten."

„Ach Gott," antwortete Johann Wilderich Ritterhausen verdrießlich, — „es muß unser werden. . . . Das sagst Du, damit ich in meinem Marterstuhl einen Gedanken habe, mit dem ich mir die langweiligen Tage vertreibe und über den ich brüte, damit ich nicht verrückt werde vor Pein und Ungeduld; es ist der Knochen, den man einem Hunde zum Benagen hinwirft, damit er was zu thun habe und nicht belle und beiße. Nun, ich thue Dir den Gefallen und arbeite mit allen Zähnen daran. Meinethalb aber mag der Teufel noch heute Nacht die ganze Rheider Burg holen, die sämmtliche Umgegend dazu, und wenn der Rheider Hammer dann nachbröckelte in das große Loch hinein, das dadurch entstände, — wahrhaftig, ich hätte auch nichts dagegen!"

Und damit schloß der Hammerbesitzer die Augen und legte den Kopf, als ob er schlafen wolle, in seinen Armsessel zurück.

Das junge Mädchen ordnete schweigend und ohne sich durch seinen Ausbruch des Unmuths, der ihr nichts Ungewöhnliches haben mochte, stören zu lassen, ihre Papiere; und nachdem sie noch einige Notizen in das große Buch eingetragen, schlug sie es zu. Als sie auf-

blickte, nahm sie wahr, daß ihr Vater die Augen wieder geöffnet hatte und mit seinen Blicken ihren Bewegungen folgte.

„Unser lenneper Schuldner," sagte Sibylle jetzt, „hat seinen Wechsel nicht in Schutz genommen. Er giebt als Grund des Protestes vor, unsere letzte Sendung Rohstahl sei nicht accordmäßig gewesen."

„Er ist ein Lügner," antwortete Ritterhausen mürrisch. „Wenn er nicht zahlen kann, schiebt er's auf unsere Waare und macht sie schlecht."

„So will ich ihn einklagen lassen und ohne Weiteres Personalarrest beantragen," sagte Sibylle mit einer so kaltblütigen Ruhe, wie die eines Advocaten oder Gerichtsvollziehers bei solchen Vorkommnissen ist.

Dann erhob sie sich und ging in ein Nebenzimmer. Gleich darauf kehrte sie daraus zurück, einen leichten weißen Shawl um die Schultern geschlagen und einen Strohhut mit herabhängenden weißen Bändern auf ihren braunen Locken. Dieser einfache Kopfputz stand ihr bewunderungswürdig. Der kranke Vater im Lehnsessel, der gleichgültig und gallig schien gegen die ganze übrige Welt, konnte sich dem Zauber nicht entziehen, den die eigenthümliche Schönheit dieser schlanken elastischen Gestalt, dieser ernsten und gedankenvollen Züge auf ihn übte. Er folgte mit seinen Blicken

allen ihren Bewegungen und sagte dann freundlichern Tones:

„Bleib' nicht zu lange, Sibylle!"

Sie brachte eine Schelle und stellte sie neben dem Vater auf die Fensterbank, damit sie ihm zur Hand sei, während er allein war.

„Ich geh' durch den Hammer und mache dann einen kurzen Spaziergang," sagte sie. „In einer kleinen Stunde bin ich zurück."

„Laß den Hund von der Kette und nimm ihn mit!"

Sibylle nickte ihrem Vater zu, und ohne weitern Abschied trat sie durch die Glasthür und stieg die Stufen, die in den Garten führten, hinab.

Zweites Capitel.

Die Rheider Burg.

Zehn Minuten später schritt Sibylle Ritterhausen über einen schmalen hölzernen Steg, der über den Fluß führte, dem andern Ufer der Wupper zu. Ein schöner großer Hund, eine dunkelgelbe Dogge mit schwarzem Kreuz über den Schultern und schwarzen Füßen trabte vor ihr her. Als sie am jenseitigen Ufer angekommen war, folgte sie eine Strecke weit thalabwärts dem Lauf des Flusses; dann schlug sie einen Fußsteig ein, der zur Linken die Bergseite hinanklomm, durch das Gehölz, das die steile Wand bedeckte. Zuweilen, wenn das Gehölz sich lichtete, an Stellen, wo der Fels nackt zu Tage trat und auf denen nur das Farrenkraut, die Erika oder die Heidelbeere fortkam, oder wo das Holz verkrüppelt sich dicht am Grunde hielt, blieb sie stehen und benutzte den freien Ausblick, der sich ihr bot, um

ihr Auge sinnend über den Fluß, das Hammergehöfte und das Thal dahinter schweifen zu lassen, das in all den schönen Farben des Herbstes prangte. Die Dogge legte sich dann eine Weile ruhig zu ihren Füßen hin; und nach einer Pause erhob sie sich wieder und lief, ohne daß ihre Herrin ihr ein Zeichen gegeben, weiter, als ob sie genau die Zeit kenne, welche Sibylle zu solchem Rasten und Ausschauen zu verweilen pflege. In der That folgte Sibylle jedesmal ihrem treuen Begleiter auf dem Fuße.

Sie war auf diese Weise beinahe bis an den Rand der Höhe gekommen, welche sie erreichen wollte, als die Dogge stehen blieb, ihre Rückenhaare sträubte und dann in langen Sätzen knurrend vorauf sprang. Gleich darauf hörte sie oben den Hund anschlagen und eilte nun, ihn durch ihren Zuruf beschwichtigend, rascher voran.

Sie kam an ein altes, gitterloses Thor, dessen zwei Steinpfeiler, von dem Gebüsch dicht umschattet und in ewiger Feuchtigkeit gehalten, ihrem völligen Ruine nicht mehr fern schienen. Der Kalk, mit dem sie beworfen gewesen, war zum größten Theile abgefallen; Moos, Flechten und Steinbrech wucherten in den entblößten Fugen. Ueber den Pfeilern von einem zum andern schwang sich ein künstlich geschmiedeter eiser-

ner Bogen mit allerlei Arabesken, die ein ovalrundes, in der Mitte thronendes Wappen umgaben. Die Gitter, wie gesagt, waren fort; aber wer sich das alte Eisenwerk zu Nutze gemacht, hatte dadurch die „Rheider Burg“ ihren etwa anrückenden Feinden nicht bedenklicher bloßgestellt, als sie ohnehin schon war; denn die Mauer, die sich hier oben, am Rande des Plateaus, auf welchem der alte Edelhof stand, nach Rechts hinzog, war stellenweise ausgebrochen oder eingefallen und also sehr leicht zu übersteigen; an den Thorpfeiler zur Linken schloß sich nur eine Wallhecke an, welche sich im dichten Gebüsch verlief.

Auf einem Haufen ausgefallener Bruchsteine zur Seite des Pfeilers rechts saß ein Mann in blauem Kittel, einen weißen Strohhut auf dem Kopfe. Sein blondes ungekräuseltes Haar war länger gewachsen, als es Sitte unter dem Landvolk der Gegend; der Mann hatte es hinter die Ohren zurückgestrichen, und während so die Schläfen frei wurden und ein feines blaues Geäder unter der auffallend weißen Haut zeigten, bekam das Gesicht dadurch etwas Absonderliches, das sich in hohem Grade steigerte, wenn man auf des Mannes Augen den Blick wandte. Diese waren vom hellsten blauen Wasser und dennoch glänzend, und, wie sie so in heller Feuchtigkeit zu schwimmen schienen, demanten-

artig blitzend. Sonst waren die Züge die eines Bauern, die Nase breit, die Lippen schmal und blau, das Kinn sehr zurückspringend, wie gewöhnlich bei Menschen, deren geistige Energie unter der fortwährenden tyrannischen Herrschaft ihrer sinnlichen Triebe steht.

Neben dem Manne, an den Steinhaufen gelehnt, stand eine von einem schmutzigen Lederfutteral bedeckte Geige.

Als Sibylle ihn erreicht hatte, saß die Dogge fünf Schritte weit von demselben ruhig da. Der Fremde blickte ihr fest in's Auge und der Hund schien zu scheuen vor diesem Blick. Er hatte noch immer das Rückenhaar gesträubt, er stieß auch von Zeit zu Zeit einen knurrenden Ton aus — aber seine Blicke wichen den Blicken des Fremden aus, und als Sibylle heran kam, barg er sich hinter seiner Herrin.

„Guten Tag, Berend," sagte das junge Mädchen, als sie den Mann erreicht hatte. „Laßt Ihr Euch einmal wieder in der Gegend sehen?"

Der Mann lüftete seinen Strohhut, ohne sich jedoch zu erheben.

„Ihr seid lange geblieben, Mamsell Ritterhausen," versetzte er. „Ich wartete auf Euch."

„Auf mich? Und wie wußtet Ihr, daß ich heute daher kommen würde, Berend?"

Die wasserblauen Augen des Mannes glänzten heller auf von einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, nach Eurem Eigen zu schauen!“

„Nach meinem Eigen? Was versteht Ihr darunter, Berend?“

„Darunter versteh' ich die Rheider Burg; es ist kein Winkel und kein Eckchen in dem alten Hause, von dem Ihr nicht mit Euren Gedanken längst Besitz genommen hättet, Mamsell Sibylle. Aus Thür und Thor habt Ihr die drei Späne geschnitten und auf dem Heerde habt Ihr Feuer angemacht, Alles in Euren Gedanken heißt das, wie eine rechte neue Herrschaft.“

Sibylle zuckte die Achseln.

„Ihr irrt Euch, Berend,“ antwortete sie kaltblütig. „Es ist wahr, daß mein Vater einmal daran gedacht hat, die Rheider Burg anzukaufen. Es war dazumal, als er den Proceß mit dem seligen Huckarde gehabt hatte und der alte Herr plötzlich ein so schreckliches Ende nahm ....“

„Ich weiß es,“ sagte Berend, „er wollte sie kaufen dazumal. ...“

„Er dachte daran,“ fiel Sibylle ein, „damit solche Streitigkeiten zwischen Hammer und Burg nie wiederkommen könnten. Da aber die Landesherrschaft die

Burg an sich nahm, ist sie jetzt in sichern und festen Händen, und was den Proceß angeht, so ist der auch todt und kann nie wieder aufleben. Wie sollten wir noch daran denken, die Burg zu kaufen!"

„Nun," versetzte Berend mit eigenthümlich listigem Zwinkern der Augen, „daß Euer Vater dazumal sie nicht bekam, das war desto besser für ihn. Wer weiß, was die Leute gesagt hätten!"

„Und was hätten sie sagen sollen, die Leute?"

„Wir wollen die Todten und geschehene Dinge ruhen lassen, Mamsell Sibylle. Was aber kommen soll, das wird kommen. Ihr habt Recht, daß Ihr's nicht jedem Ersten Besten in die Ohren hängt, was Ihr vorhabt. Es gehören schöne Waldungen zum Hause; unten die langen zweischürigen Wiesen sind auch was werth, und die Ackerländereien bringen ihre fünf Thaler Pacht der Scheffel."

Sibylle Ritterhausen zuckte abermals die Achseln.

„Ist das Alles, was Ihr mir sagen wolltet — habt Ihr deshalb auf mich gewartet, Berend?" sagte sie, sich zum Weitergehen wendend.

„Nein, Mamsell Sibylle," antwortete der Mann mit einem pfiffigen Augenblinzeln. „Ich weiß es, daß es Euch nicht um die Pacht und nicht um die Wiesen zu thun ist, wenn Ihr Euer Auge gerichtet haltet auf

die Rheider Burg, wie ein Falke auf ein Wasserhuhn, das noch im dicken Schilfe steckt, aber einmal doch daraus hervorkommen wird — und dann wird der Falke bei der Hand sein! Ja, ja, Ihr sollt sie auch haben, die Burg — denkt daran, daß Spielberend es Euch gesagt hat; aber es ist eine Leiche im Haus, die muß erst hinaus."

„Eine Leiche? Ist das nun Euer Ernst, Spielberend, oder wollt Ihr mich ängstigen mit Euren Schauergeschichten?"

„Euch ängstigen? Wie sollte ich Euch ängstigen wollen? Seid Ihr so schreckhafter Natur, daß man Euch mit Lügen bange machen könnte? Es ist auch nichts dabei, weshalb Ihr erschrecken solltet. Die Leiche, die hinausgetragen werden muß, ehe die Rheider Burg Euer eigen wird, geht Sibylle Ritterhausen nichts an."

„Ist es der alte Claus," sagte das Mädchen, das offenbar stutzig geworden war, flüsternd.

Spielberend schüttelte den Kopf.

„Die alte Hauseule, der Claus? der ist es nicht. Es sind große Wappen an dem Sarge."

Sibylle erblaßte und fuhr mit der Hand zum Herzen.

„Habt Ihr die Wappen gesehen, Berend?" fragte sie, wie in höchster Spannung.

„Ich habe sie gesehen; es waren große Wappen mit einer rothen Krone darüber."

„Mit einer rothen Krone?" fragte das junge Mädchen, erleichtert aufathmend. „Rothe Kronen tragen nur Fürsten."

„Das weiß ich nicht. Ihr mögt Recht haben, oder nicht. — Ich weiß nur, was ich gesehen habe."

Sibylle Ritterhausen schaute den Spielmann eine Zeitlang nachdenklich an.

„Ihr seid ein schlimmer Geselle, Spielberend," sagte sie dann. „Es ist wahr, daß Ihr ...."

„Mehr könnt als Brod essen, wollt Ihr sagen, Mamsell," fiel der Mann ein, Sibylle mit seinem schlauen Seitenblick streifend, und dann wieder, wie gewöhnlich, unsteten Blickes ihr Auge vermeidend.

„Aber," fuhr Sibylle fort, „es ist auch eben so wahr, daß Ihr lügen könnt, wie der Lügenschuster Matthias, Euer guter Freund, und darum weiß man nie, ob man Euch trauen soll oder nicht. Was Ihr jetzt sagt, lautet nun vollends so wie eine von Euren Aufschneidereien. Auf der Rheider Burg lebt Niemand, als der alte Hausmeister Claus, und wenn sie einst den hinaustragen, die Füße zuerst, so werden sie keine Wappen mit Fürstenkronen an seinen Sarg heften!

Spielberend lächelte wieder.

„Wer weiß es! In Düsseldorf ist auch ein Mann, der ist nicht besserer Leute Kind wie der alte Claus Fettzünsler; ein Schenkwirthssohn, hab' ich mir sagen lassen. Und doch, wenn er begraben wird, so soll Einer die rothen und goldnen Kronen sehen, die sie an seinen Sarg machen werden!"

„Habt Ihr das etwa auch gesehen, Spielberend?"

„Nein, das habe ich nicht gesehen, Mamsell Sibylle — ich weiß nichts davon! Er hat ein gutes Leben dort, im Schlosse unserer alten Herzoge; und wenn Frau Jakobäa von Baden, die da spuken geht, ihm nicht etwa den Hals umdreht — sie muß es ja an sich selber gelernt haben, wie man's macht — dann wird er an's Sterben noch lange nicht denken!"

„Ihr seid eigentlich ein gräulicher Mensch, Spielberend," sagte das junge Mädchen, sich auf einen Baumstamm niedersetzend, der dem Mauerstück, auf welchem der Spielmann saß, gegenüber lag — „man hat kaum eine Viertelstunde mit Euch geredet und Ihr habt jedesmal schon so viel von Sterben, Leichen und Särgen vorgebracht, daß Einem ganz schaurig zu Muthe wird!"

Spielberend antwortete nicht. Er griff nach seiner Geige, riß die Hülle herab und spielte mit großer Gewandtheit ein paar Läufe darauf, ein Stück aus

einer lustigen Tanzmelodie; mit einem schreienden, kreischenden, tief disharmonischen Tone hörte er plötzlich auf.

„Nun ist's fort!“ sagte er dann. „Darum bin ich ein Spielmann geworden. Wer Augen hat wie ich, der muß sich danach einrichten, daß ihm das Leben ein Spaß wird, und daß, wo er geht und steht, um ihn herum fröhliche Kameraden kommen. Ja, es ist ein gutes, freisames Handwerk, ein wandernder Spielmann sein. Man weiß doch, daß man lebt. Nicht Kind noch Kegel. Heute hier und morgen dort. Wo man kommt, da ist Kirmeß. Und die Lebsucht ist gut im Land der Berge. Gar manche lange Nacht bringt man flott herum. Habe ich die Geige am Hals und den Fidelbogen in der Hand, und um mich her das lustige Halloh — dann sitze ist fest und ich bin stärker als die sind, die mich heraus haben wollen vor die Thür, an den Kreuzweg, auf die Haide. Mögen sie treiben was sie wollen, draußen im Mondschein — sie bekommen mich nicht! Ich weiß es schon, was da vorgeht, draußen; was daher kommt, den Dorfweg entlang, mit einem schwarzen Kreuz voran, und einer Reihe schwarzer Leute hinterher. Sie wollen mich hinaus haben, daß ich's sehen soll. Ich meine, ich habe die Nachtmähr auf der Brust liegen, von Unruhe und schwerem Athem. Aber ich thu's nicht. Ich thu's partout nicht. Ich bleibe

sitzen wie angeleimt auf der Bühn', und streiche die alte Geige, daß die Gläser klirren; daß die Bauernjungen stampfen und die Dirnen kreischen vor Vergnügen; ich streiche, bis ich umfalle vor Müdigkeit in dem Staub und dem Qualm der Talgkerzen und der Hitze, und dann, dann ist's vorüber. Ja, Mamsell Sibyllchen, so ist's! Und darum: Vivat, es lebe die Geige!"

Sibylle sah mit großen Augen den Menschen an, der wie ein verkörpertes dunkles Räthsel vor ihr saß. So nahe es lag, seine Reden als aberwitzige Possen zu betrachten, so war sie doch weit entfernt davon. Dafür stand Spielberend's Ruf als der eines Vorgeschichtensehers im ganzen Lande viel zu fest. Spielberend ist eine populäre Gestalt, deren Andenken noch heute beim bergischen Volke lebt. Er ist der große Prophet der bergischen Lande, von dem noch heute die Großmütter ihren Enkeln erzählen. Freilich war er nebenbei ein Spielmann, ein Schnurrant. Man wußte, er erzählte mehr als er verantworten konnte und er beutete den Glauben an seine Geschichten aus. Aber auf der andern Seite stand es felsenfest, daß er in einem hohen Grade von Ausbildung die Gabe des zweiten Gesichts hatte. Er sah Todesfälle, Leichenbegängnisse, Feuersbrünste, Truppenmärsche vorher und hundert Beispiele zählte man auf, wo sich buchstäblich

erfüllt hatte, was Berend vorhergesagt. Und so kam es, daß sein übriges Wesen, sein Vagabundenthum, seine Lügen ihn dem Volke nur desto merkwürdiger und anziehender machten.

Sibylle fuhr mit der Hand über das Gesicht, als ob sie den unheimlichen Eindruck verwischen wolle, den all dies Gerede auf sie gemacht hatte. Dann sagte sie:

„Nun hört auf mit Euren tollen Geschichten, die mich grauen machen, hier in dem einsamen Busch. Was wolltet Ihr eigentlich von mir?“

„Ich habe einen Gesellen für Euch, einen derben Burschen, der Arbeit auf Eurem Hammer nehmen will.“

„Und wer ist das?“

„Ein armer Teufel, den die Franzosen zum Soldaten gepreßt haben und der ihnen durchgegangen ist!“

„Ein Deserteur?“

Spielberend nickte.

„Den können wir nicht brauchen!“

„Wenn er in Eurem Hammer mit der langen Stange neben dem Frischfeuer steht, nackt bis auf den Gürtel und schwarz wie der König aus dem Mohrenlande — dann kennt ihn Keiner mehr, und Ihr braucht, kommt Frage nach ihm, nur zu sagen, das ist der Xaver Meyer oder der Franz Müller, der schon seit Monden im Hammer arbeitet!“

„Nein," sagte Sibylle streng und entschieden, daraus wird nichts."

„Aber wenn sie ihn fangen, schießen sie ihn todt; und ich glaubte, es wäre Euch ein Vergnügen, wie jedem andern Patrioten, ihnen einen Streich zu spielen."

„Es geht nicht, Berend," sagte das junge Mädchen. „Die Hammergesellen wissen was sie uns werth sind und tragen den Kopf hoch. Die dienen nicht zusammen mit einem hergelaufenen Menschen. Und wenn das nicht wäre, wie kann ich so viel auf's Spiel setzen, um eines fremden Deserteurs willen? Die Gesetze sind streng dawider. Schlagt es Euch aus dem Kopfe. Wo ist er?"

„Wollt Ihr mit ihm reden? Er ist in der Nähe. — Johannes!" rief Spielberend zurückgewendet.

Sibylle folgte mit den Blicken der Richtung, nach welcher hin Berend bei diesem Rufe das Gesicht gewendet hatte, und sie sah, wie sich etwa dreißig Schritte weit von ihr, hinter der Hecke, die sich in das Gehölz verlief, ein Kopf, der mit einer blauen rothumsäumten Militärmütze bedeckt war, erhob, und wie dann eine Gestalt über diese Hecke kletterte, die rasch auf sie zugeschritten kam.

Sibylle faßte nach dem Halsband ihrer Dogge, um das aufspringende und laut anschlagende Thier zu=

rückzuhalten. Der Fremde war unterdeß herangetreten und legte die Hand an seine Mütze.

Der Mann hatte ein auffallendes Aeußere. Er war mittlerer Größe, hatte eine breite, Kraft und Gewandtheit ankündende Gestalt, und einen ungewöhnlich kleinen schmalen Kopf auf den mächtig ausgebildeten Schultern. Das graue Auge zeigte eine eigenthümliche reiherartige Schärfe. Die Mütze mit dem rothen Rande war das einzige Militairische an seiner Kleidung. Diese bestand aus einer schwarzen Manchesterjacke, langen Tuchbeinkleidern von derselben Farbe und einer dunkelgrünen Weste von Serge oder einem ähnlichen Wollenstoff. Um den niedergeschlagenen Hemdkragen trug er ein schwarzes Seidentuch — die ganze Erscheinung war etwa die eines ehrsamen Handwerkers im Sonntagsstaat.

„Ihr seid den Franzosen fortgelaufen?" fragte Sibylle, zu dem Fremden aufschauend, der mit einer, für einen Unglücklichen und Hülfesuchenden auffallenden Dreistigkeit, seine scharfen Augen auf das junge Mädchen heftete.

„Das bin ich," sagte er.

„Und weshalb?"

„Es war gerade Zeit für mich!"

„Zeit für Euch? Das soll heißen, Ihr habt

Euch mit Etwas vergangen und nahmt vor der Strafe Reißaus."

„Wenn Ihr mir helfen wollt, wie der Spielmann dort meint, will ich Euch die Geschichte schon erzählen," antwortete der Deserteur. „Sonst könnt Ihr's nicht verlangen."

„Ob ich Euch helfen will? Nun, vielleicht will ich Euch einen guten Rath geben, wenn Ihr's verdient. Um das zu wissen, muß ich Eure Geschichte kennen. Wie heißt Ihr?"

„Johannes."

„Und dann?"

„Ich denke, ich komme für die nächsten Tage aus mit dem Namen Johannes. Lassen wir's gut sein damit. Wo ich daheim bin, das thut auch nichts zur Sache. Genug, daß Ihr wißt, ich habe da allerlei kleinen Verdruß gehabt, wo ich daheim bin. Es ist da so ein kleiner Fürst, einer von denen, die Anno 1802 in's Land gekommen sind und sich darein getheilt haben. Der Fürst oder Herzog, oder wie er sich schreiben mag, hatte einen nichtsnutzigen Neffen bei sich; der stellte den Weibsleuten nach und so auch einer, die mich näher anging. Es war nicht just meine Schwester, und auch nicht just mein Schatz, aber daß er ihr nachstellte, war mir nun einmal nicht recht, und als wir in einer

schönen Nacht zufällig zusammenkamen — es war an einer Fähre, wo man über ein Wasser setzt, — da geriethen wir an einander und ich nahm ihn beim Kragen und warf ihn hinein. Nun, was hängen soll, das versäuft nicht, und es lief für ihn mit einem kalten Bade ab. Mir aber wurde die Gegend zuwider seitdem und da ich gute Freunde jenseits der Grenze, im Holländischen hatte, so ging ich zu denen und ließ mich da anwerben unter die Mannschaften, die nach Batavia gehen. Ich bekam ein schönes Handgeld und in Leuwarden, wo ich eingestellt wurde, waren die Herren Offiziere so zufrieden mit mir, daß sie mich zum Corporal machten, schon nach ein paar Monaten. Ich mußte drillen helfen, und da ich Geschick dazu hatte, hielten sie mich da, im Depot, um die neuen Angeworbenen, die von Zeit zu Zeit ankamen, einzuüben. Endlich sollte die Reise angehen. Das Schiff lag segelfertig im Texel — da kam auf einmal Contreordre. Der Kaiser Napoleon ging, den Preußen zu verruiniren, und wir Holländer mußten mit, bis hier in's Bergische hinein. Wir kamen nach Düsseldorf in Garnison; anfangs hießen wir noch Batavier und dann wurden wir umgetauft in «Großherzoglich bergische Grenadiere». Nun, mir konnt's recht sein, obwohl ich nicht so gewettet hatte. Für Batavia hatte ich capitulirt, aber

nicht für's Bergische. Da sie mich aber zum Sergeanten machten und auch ein gutes Leben ist bei den Franzosen, so ließ ich mir's gefallen."

„Ihr waret bereits Sergeant und lieft dennoch fort?" unterbrach ihn Sibylle.

„Als Sergeant" — fuhr der Fremde in demselben gelassenen, beinahe spöttelnden Tone fort. „Und das kam so. Neulich habe ich die Wache am Benrather Thor. Da lieg' ich ganz behaglich auf der Pritsche und spiele Karten mit einem guten Kameraden. Da ruft die Wache vor'm Gewehr: Aux armes und als wir nun herauslaufen, kommt mir mein Monsieur Murat, der Herr Großherzog daher geritten, von Schloß Benrath herein, den hohen weißen Federbusch auf dem Kopfe und rothe Sammtstiefeln an den durchlauchtigen Beinen. Nun, den Herrn hat unser Eins schon öfter zu sehen bekommen, wir nehmen also ruhig die Gewehre auf, ich commandire: Präsentirt, und stelle mich in die Reihe — aber ich meine, ich sehe den leibhaften Satan aus der Erde aufsteigen, als ich unter den Herren, die mit dem Großherzog sind, meinen alten Freund von dazumal erblicke, stolz und hoch zu Roß, in einer Guidenuniform mit den Oberstenepaulettes. . ."

„Es war der Mann," fragte Sibylle, „um den

Ihr früher Eure Heimath verließet und nach Batavia zu gehen Euch entschlosset?"

„Derselbe, den ich in's Wasser warf. Und wie ich ihn mit großen Augen anstarre, sieht er mich wieder an, sein Gesicht verzieht sich, er wendet es rasch ab, und dann wendet er es mir wieder zu, als ob er seiner Sache gewiß werden wolle. Dabei zuckt etwas um seinen Mund, just wie's der Teufel macht, wenn er wahrnimmt, daß ihm eine arme Seele in's Garn gegangen ist. Und damit ist der Troß an uns vorübergeritten. Ich lasse die Wache die Gewehre absetzen, und da grad' ein paar Reitknechte, die den Herren folgen, herangeritten kommen, trete ich an den Einen heran und frage ihn nach dem Obersten in der Guidenuniform. Der ist Flügeladjutant beim Herr Großherzog, sagt der Reitknecht. Nun wußt' ich genug. Auch was ich zu thun und zu lassen hatte. Als wir am andern Tage abgelöst wurden, ging ich in mein Quartier, schnürte mein Bündel und gab's einem Jungen, mir's zur Stadt hinauszutragen. Als es Abend geworden war, da ging ich meinem Bündel nach und nun sind wir alle beide da, das Bündel dort hinter der Wallhecke und ich hier."

„Das ist also Eure Geschichte," sagte Sibylle nachdenklich. „Es mag so sein, wie Ihr sagt, aber

es mag auch noch mancherlei dabei sein, was Ihr nicht sagt!"

„Und weshalb glaubt Ihr das?"

„Weil Ihr doch sonst wohl abgewartet hättet, ob denn der Oberst gegen Euch noch etwas Böses im Schilde führte und die Stellung, die er beim Großherzog einnimmt, dazu mißbrauchen würde."

Johannes der Deserteur, zeigte ein bitteres Lächeln um seinen Mund mit den festen verkniffenen Lippen und sagte:

„Es wäre darüber vielleicht zu spät geworden, meine werthe Demoiselle, über dem Abwarten. Ich kenne meine Leute und kenne den Herrn! Nein, nein, es war besser, daß ich nicht wartete und ging. Und das habe ich gethan, und in den Bergen drüben habe ich den Spielmann hier getroffen, der hat mir Hoffnung gegeben, Ihr würdet mir helfen, auf die Seite zu kommen. Zum Weiterreisen habe ich kein Geld und keine Papiere, und es wird heutzutage überall scharf aufgepaßt."

„Der Spielmann," antwortete Sibylle, „ist sehr kühn, daß er solche Versprechungen macht."

„Ich habe Euch immer als eine gute bergische Patriotin gekannt, Sibylle Ritterhausen," fiel Spielberend ein — „es ist ein Landsmann und den Franzosen dreht Ihr eine Nase damit."

Sibylle betrachtete noch einmal den Deserteur. Es war etwas in dem Menschen, das mit Mißtrauen erfüllen konnte, seine kecke Physiognomie, sein beinahe frecher Blick. Seine bestimmte, scharfe Weise sich auszudrücken gefiel dagegen Sibyllen wieder. Sie sagte:

„In unserm Hause, auf unserm Hammer können wir Euch nicht gebrauchen. Ich will auch weiter nichts mit Euch zu schaffen haben. Aber ich will Euch einen Schlupfwinkel zeigen, in welchem Ihr vor allen Nachforschungen sicher seid, und bleiben könnt, bis Ihr glaubt, sicher über die Grenze kommen zu können. Holt Euer Bündel und folgt mir."

Der Mann ging, um zu thun, was das junge Mädchen ihm befohlen; Sibylle stand auf und schritt durch die alten Steinpfeiler voran, dem Edelhofe zu, dessen Mauern vor ihr durch das Gebüsch schimmerten. Der Deserteur mit seinem Bündel in der Hand hatte sie bald eingeholt; auch der Spielmann mit seiner Geige im Sack folgte ihr. Die Dogge lief voran.

So schritt die Gruppe über einen auf dem Plateau des Berges liegenden freien Rasenplatz, auf welchem friedlich eine an einen Pflock gebundene Ziege weidete. Vor ihnen erhob sich dieselbe Seite der Rheider Burg, welche man vom Hammer aus erblickte, die mit den zwei Eckthürmen und dem Erker. Das Gebäude sah

in dieser Nähe nicht mehr so imposant aus wie es sich von unten, vom Thale her präsentirte, und der große Verfall, der überall daran genagt und verwüstet hatte, wurde jetzt erst recht sichtbar. Dagegen hatte man von dem Platze vor dem Gebäude eine unvergleichliche Aussicht über die Wendungen des Flusses durch das enge Bergthal und über die Höhen zu seinen beiden Seiten, die mit schönem Laubholz bestanden und durch einzelne Ansiedlungen mit Aeckern und Wiesen durchsprenkelt waren.

Sibylle richtete ihre Schritte auf den viereckigen Thurm zur Linken, an dessen Fuß eine schmale spitzbogige Thüre in's Innere führte. Die Thüre war von Eichenholz, fest und schwer gezimmert, aber die Zeit hatte alle Farben heruntergewaschen und die Sonne und Dürre hatten zahllose Spalten hineingerissen. Sie führte in ein gewölbtes Souterrain, an welches sich eine ganze Reihe ähnlicher hallenartiger, aber dumpfer und feuchtkühler Räume schloß, in denen es leer und öde aussah. Starke Gitterthüren trennten sie von einander ab, keine derselben jedoch war verschlossen und hemmte den Schritt Sibyllens, die ihre Begleiter bis in den letzten dieser Räume führte. Hier wurden zwei Treppen sichtbar, eine breite, bequem aus Steinplatten aufgebaute, die links in einen Corridor hinaufleitete;

und eine andere, schmale, hölzerne Wendelstiege, welche in der äußersten Ecke sich zwischen runden Thurmmauern hinaufwand, den kleinern runden Thurm füllend, welchen man von außen an der rechten Seite des Gebäudes wahrnahm.

Sibylle blieb hier stehen.

„Spielberend," sagte sie, Ihr könnt dort die Treppe hinaufgehen zum alten Claus, und ihm sagen, daß ein Gast in die Rheider Burg gekommen wäre, den er verpflegen möge, um der Ehre des Hauses willen."

„Und gegen richtige Bezahlung," fiel der Deserteur ein. „Ich verlange nichts umsonst."

„Das mögt Ihr mit dem Hausmeister abmachen," versetzte Sibylle. „Also geht, Spielberend, dort links hinauf. Ich steige mit dem Manne unterdeß diese Wendeltreppe hinauf und zeige ihm oben eine Kammer, wo er bleiben kann und sicher ist, nicht gefunden zu werden. Das ist Alles, was ich für ihn thun kann. Geht vorauf, — Ihr, Johannes."

Der Deserteur folgte ihrem Winke und schritt die Wendelstiege hinan, die unter seinem schweren Tritte heftig erknarrte. Sibylle folgte ihm, ihre Dogge dicht neben sich.

Spielberend blieb eine Weile stehen; dann trat er der Wendelstiege näher und versuchte leise auftretend

und ungehört zu folgen. Er war ohne Zweifel neugierig zu erfahren, in welchem Versteck da oben das junge Mädchen den Fremden unterbringen wollte. Aber die alte Holztreppe war ein verrätherisches Ding. Trotz aller Behutsamkeit, die Spielberend anwandte, gab sie alle möglichen Töne von sich, sie knirschte, kreischte, ächzte. — Spielberend fand für gut, von dem Versuche abzustehen, und darum ging er zurück und schritt die breite steinerne Stiege hinauf, wohin ihn Sibylle Ritterhausen gewiesen hatte.

Als der Spielmann oben war, stand er in einem mit steinernen Platten belegten Gange; zu seiner Linken führte eine ähnliche Treppe wie die, welche er emporgestiegen, zwischen zwei Mauerwänden in das höhere Stockwerk hinauf; ihm gegenüber zeigte sich die doppelflügelige große Hausthüre, die auf den vordern Hof hinausführte; rechts und links von derselben ließen große spitzbogige Fenster das Tageslicht ein, während ihnen gegenüber dunkelgebohnte Thüren in innere Räume führten. Auf den leeren Wandflächen waren hier und dort mächtige Hirsch- und Elenn- oder Damthiergeweihe angebracht. In den Fenstern zeigten sich gebrannte Scheiben mit grellfarbigen, vortrefflich erhaltenen Wappen.

Es war todtenstill in dem Corridor und die Wände

echoeten hohl den einsamen Schritt des Spukſehers nach, als er, nach links gewandt, den Gang hinabschritt, um an der letzten Thüre stehen zu bleiben, eine Weile still vor derselben zu horchen und dann leise anzuklopfen.

Ein heiseres Herein! antwortete ihm aus dem Innern.

Drittes Capitel.

Die Herren von Huckarde.

In dem Gemache, in welches der Spielmann eingetreten war, saßen noch eine kleine Weile, nicht eine Viertelstunde später, vier seltsame Gesellen zusammen.

Es war ein weiter und hoher Raum, dessen Fenster auf einen verwilderten Garten hinausgingen. Der Boden war mit alten Eichenholzdielen belegt, die sich an vielen Stellen „geworfen" hatten, wie man es nennt, und klaffende Risse zeigten. Die Wände waren unten bis zu einem Drittel ihrer Höhe hinauf mit glänzenden Fließen oder mit „Estrich" bedeckt, darüber aber geweißt oder gelb oder braunroth angestrichen — es ließ sich in der That nicht mehr entscheiden, was ursprünglich mit ihnen geschehen war, denn der Rauch vieler Jahre, der aus dem großen Kamin geschlagen, so oft der Wind aus Südwesten daher gekommen, hatte

Allem, was da war, dieselbe Tünche gegeben, dem Holzwerk, den Wänden, den alten Schränken und dem Angesicht des Bewohners dieser alten Kammer oder Küche, dem ehrlichen Claus Fettzünsler, Hausverwalter der Rheider Burg.

Claus Fettzünsler war ehemals Laienbruder in der Abtei Altenberge gewesen. Er hatte das Kleid des heiligen Robert von Cisterz, das weiße Habit mit dem schwarzen Skapulier und schwarzen Gürtel getragen. Was ihn aus diesem gottseligen Berufe und aus dem stillen Klosterfrieden hinaus in die stürmische Welt getrieben, darüber hatte Niemand officielle Kunde; es war das ein Geheimniß geblieben zwischen ihm und dem Herrn Prior, der ihm eines schönen Tages den Laufpaß gegeben. Nachdem Claus auf diese Weise nicht ganz verheißungsvoll und befriedigend die erste Lebensperiode beschlossen, hatte er eine zweite begonnen, über deren Einzelheiten und Peripetien ebenfalls ein gewisses Dunkel lag, welches, da Claus selber es nicht aufzuhellen Veranlassung genommen hat, bis auf diese heutige Stunde unenträthselt geblieben ist; es ist nur gewiß, daß diese zweite Lebensperiode in einer angenehmern Weise als die erste ihr Ende erreichte, dadurch nämlich, daß Claus auf vielfältiges Petitioniren und nach mancherlei Gängen um Fürsprache und Empfeh-

lung, zum Hausverwalter unsers Edelhofs bestellt wurde, ein Dienst, der, wie die Dinge gegenwärtig in der Rheider Burg standen, eine vollkommene Sinecure darstellte.

Claus Fettzünsler also hatte ein verräuchertes Gesicht mit einem Paar blinzelnder Schelmenaugen darin, eine kleine Gestalt mit einem respectirlichen Bäuchlein und von besonderen Kennzeichen ein Bein, das durch irgend ein bedauerliches Ereigniß um die volle Beweglichkeit der Muskulatur gekommen war. Er hinkte.

In dem Augenblicke, in welchem wir die Kammer betreten, war der Hausverwalter damit beschäftigt, ein frugales Abendmahl — „wenig aber gut, und das reichlich," wie er sich ausdrückte, — für seine Gäste zu bereiten.

Von diesen saßen zwei, nämlich Spielberend und der Deserteur Johannes, an einem runden Klapptisch, der oben im Gemache zwischen zwei Fenstern stand. Johannes war im obern Theile des Schlosses von dem jungen Mädchen, das ihm die Anweisung eines Zufluchtsortes versprochen, orientirt worden. Sie hatte sich dann entfernt, nachdem sie ihm die Thür zum Wohngemache des Verwalters gezeigt, wo er, wie sie ihm gesagt, mit Claus Fettzünslers vorauszusetzender Genehmigung, sich aufhalten könne, so lange nicht

außergewöhnliche Ereignisse einträten, die ihn zur Vorsicht und zur Flucht in sein Versteck oben in dem weitläufigen Gebäude mahnten.

Seitwärts unter dem Fenster, an einem mit Schusterwerkzeug bedeckten Tische, saß noch ein vierter Gast. Es war ein Mann von untersetzter Figur, einem breiten Gesicht mit auffallend großem Munde, der, wenn er lachte, sich bis an die Ohren zog, flacher Nase und Augen, die an pfiffiger Schelmhaftigkeit nichts denen nachgaben, die aus Claus Fettzünslers Antlitz leuchteten. Er saß in Hemdärmeln und war mit Nadel und Pechdraht beschäftigt, an einem Paar riesiger Schuhe die Havarien des Gebrauchs zu beseitigen.

Der Deserteur hatte dieser Gesellschaft eben seine Geschichte erzählen müssen. Er hatte es gethan in einzelnen abgebrochenen Sätzen, mit einem gewissen mürrischen Humor.

Und nun wisset Ihr Alles, was Euch zu wissen noth thut, schloß Johannes seinen Bericht.

„Und das ist just nicht das größte Stück von Eurer Geschichte," sagte der Schuster lachend. „Wir sind aber nicht neugierig, Herr Sergeant. Für unser Einen ist es gut, wenn er nicht zu viel weiß. Seht nur den Spielberend an. Der weiß zu viel, der arme Teufel. Nicht so viel gerade, wie er den Leuten weiß

macht, aber doch mehr als ihm gut ist. Darüber ist er ganz vom Fleisch gefallen und sieht ordentlich hohlwangig aus.

„Nun, Lügenschuster,“ versetzte der Spielmann, „ich habe mir sagen lassen, du seiest auch nicht immer so dumm gewesen. Dazumal, als sie Dich aus dem Kloster zu Altenberge fortjugen, da soll's auch nur darum gewesen sein, weil Du zu viel wußtest!“

Der Lügenschuster, wie er genannt wurde, lachte wieder, und zwar wie von innerm Vergnügen hell auf.

„Ja, ja,“ sagte er augenzwinkernd, „wir wußten allerlei, ich, der blos Küchenjunge war dazumal und der Claus, der heilige Mann, der einen ehrwürdigen weißen Rock an- und in jeder Tasche davon ein Stück von unserm lieben Herrgott hatte. Wir hatten dazumal ein kleines Compagniegeschäft, bei dem sich Claus aber besser stand als ich. Er stahl die Weinflaschen aus dem Keller und machte andere Streiche, und wenn's auskam, mußte ich die Ausreden erfinden.“

„Also Ihr wart dazumal schon der Lügenlieferant, Matthis?“ warf Spielberend dazwischen.

„Jugend hat keine Tugend,“ fiel Claus Fettzünsler ein.

„Nun, das Alter auch nicht immer,“ sagte hier der Deserteur, „das werdet Ihr wohl bei Euern Klosterherren gemerkt haben!“

„Ja, wir merkten so allerlei“ nickte Fettzünsler lächelnd.

„Weißt Du noch, Claus, wie wir die leeren Tonnen über den Hof rollen mußten?“ fragte Matthis, der Schuster.

Claus Fettzünsler's Lächeln ging in ein stilles Kichern über.

„Und was war mit den leeren Tonnen?“ fragte Spielberend.

„Nun, sie waren leer und es war doch etwas darin . . . .“

„So erzähl' einmal die Geschichte, Matthis, aber lüg' nichts hinzu!“

„Es war einmal ein Abt,“ begann der Lügenschuster, „der war ein fröhlicher, lebenslustiger Herr, aber darum nicht minder immer in Span und Chicanen mit den Herren vom Convent, wie das nun einmal für ein rechtschaffenes Kloster ehemals so herkömmlich und gebräuchlich war. Wenn es auch nicht immer so scharf herging, wie dazumal unter dem Abt Johann von Schlebusch, der von den Mönchen wegen seiner Ueppigkeit abgesetzt und zum Nonnenbeichtvater am Kloster Liebesberg gemacht wurde, wo er sich nachmals durch treue Pflichterfüllung ausgezeichnet haben soll. Unser besagter hochwürdiger Herr Abt hatte nun

eines Tags einen Besuch von einem Paar recht hübschen jungen Damen; was sie bei ihm wollten, das weiß ich nicht, wenn Fettzünsler es nicht etwa weiß, der hatte dazumal die Aufwartung im Abteihaus, und stand sehr in Gnade bei dem Herrn. Vielleicht waren es ein Paar reuige Sünderinnen, die gekommen, dem frommen Herrn ihre kleinen unschuldigen Uebelthaten zu beichten. Muß auch wohl sein, daß sie sich dabei ein wenig schämten, und daß sie darum so still und behutsam bei Nacht und Nebel gekommen waren. Denn es wußte es Niemand, daß sie da waren, bis auf ein Paar schlaue Herren im Convent; die erfuhren es — weiß unser Herrgott, wie sie's ausspionirt hatten. Nun wußte es aber auch bald das ganze Convent, und der Convent fing alsbald an, die Abtei mit spähenden Augen zu belagern, Tag und Nacht. Sie wollten durchaus die Freude haben, die beiden jungen Damen mit ihren erleichterten Gewissen abziehen zu sehen. Se. Hochwürden, der Herr Abt, bekamen aber auch bald Wind von der Sache, und wer nun nicht erschien, das waren die schönen Sünderinnen. Das dauert eine Weile so, bis den zweiten Tag gegen die Abendzeit, wo es zu dämmern beginnt. Da öffnen sich sänftiglich die beiden Klappen über der Kellertreppe an der Abtei,

und heraus kommen der Fettzünsler und meine Wenigkeit und wir rollen ganz sacht und lässig jeder eine leere Tonne herauf und dann vor uns her über den Klosterhof, dem Thore zu.

„Eine Weile geht das nun gut, und wir sind schon dicht an der Brücke, die vor dem Klosterthore über den Bach führt. Siehe, da kommt der gottselige Mann, der Pater Kellner daher und fragt uns ganz demüthiglich:

„Wohin wollt Ihr denn mit den Tonnen, lieben Leute?"

„Ehrwürdiger", sag' ich, „wir sollen die Tonnen nach dem Vorbau bringen, wohin alsbald der Fuhrmann sie abzuholen kommen wird. Der Herr Abt hat es uns also befohlen."

„So," sagt der Pater Kellner, „sollen sie abgeholt und wieder gebraucht werden? Es ist recht Matthis, aber sie werden leck sein. Sie müssen erst in's Wasser, damit sie quellen, die trocknen alten Fässer; sonst werden sie lecken. Rollt sie mir einmal da in den Bach hinein, lieber Matthis."

„Um Gotteswillen, Ehrwürden," sagte nun Claus Fettzünsler erschrocken, „in den Bach dürfen wir sie nicht werfen — dann, dann...."

„Nun, was dann, guter Bruder Nicolaus?"

„Dann schwimmen sie weg," sag' ich, da ich sehe, daß Fettzünsler nichts Besseres einfällt.

„Die schwimmen nicht weg", sagt der Pater Kellner, „und indem legt er selbst Hand an die eine Tonne und giebt ihr einen derben Stoß, das Bachufer herunter."

„In demselben Augenblick aber läßt sich ein wundersames Gekreische aus dem Innern der Tonne hören und gleich darauf zetert und schreit es auch aus der zweiten Tonne heraus — ganz kläglich und erbärmlich. Ich springe der Tonne nach und halte sie an, noch ehe sie in's Wasser geplumpt ist, und der Pater Kellner sagt ganz stille lächelnd:

„Ei, Ei, es will mich bedünken, als ob aliquid vivum in den Tonnen stäke. Unser hochwürdiger Vater und Abt hat vielleicht ein Wunder gethan und in seinen leeren Fässern ein Paar Schutzengelchen verspunnt, daß sie sie ihm hüten!"

„Und dabei schlägt er mit der Faust den obern Deckel der Tonnen ein, der nur ganz lose eingesetzt war und heraussteigen mit blutrothem Gesicht und wüthenden Mienen die beiden verspunnten Schutzengel des Abts.

„Richtig, so ist es!" sagt der Pater Kellner ganz ruhig. „Daß aber die andern Conventsherrn auch nicht weit waren, könnt Ihr Euch denken und wie sie herbeistürzten und welchen Skandal es gab!"

Spielberend lachte, auch der Deserteur ließ ein Lächeln über seine ernsten Züge gleiten.

„War es dazumal, daß ihr Beiden aus dem Kloster weggejagt wurdet?“ fragte der Spielmann dann.

„O noch lange nicht,“ versetzte der Lügenschuster. „Wir sind noch lange da geblieben und haben noch lange in der Klosterschule gelernt, bis wir endlich eben zu viel wußten und um die Ecke gebracht wurden. Nicht wahr, Fettzünsler, wir haben noch mehr erfahren!“

Claus Fettzünsler bestätigte des Lügenschusters Versicherung mit einem wiederholten lebhaften Kopfnicken, und während er an seinen Töpfen thätig blieb, ließ er allerlei einzelne Worte fallen, welche ebenso viele Andeutungen an alte gemeinsam erlebte Geschichten waren und jedesmal den Schuster hell auflachen machten. Weniger anziehend war diese hieroglyphische Art der Unterhaltung für den Spielmann und den Deserteur, welcher letztere namentlich es bedeutend vorgezogen haben würde, wenn das Gespräch eine Wendung genommen hätte, die ihm erlaubte, sich über den Ort, wo er sich befand und über die Verhältnisse der jungen Dame zu orientiren, welche seine Helferin geworden.

„Und seit Euch um all' der Späße wegen, davon Ihr redet, die Mönche weggeschickt haben,“ sagte

er endlich zu dem Schuster gewendet, „seid Ihr hier in diesem alten Castell Hofschuster geworden?“

„So etwas,“ antwortete Matthis. „Ich komme alle Vierteljahr einmal, um zu sehen, was bei Freund Claus neu zu besohlen ist.“

„Ihr wandert also auf's Handwerk?“

„Nach Landesbrauch.“

„Und wenn das der Matthis nicht könnte, wie hielt er's dann aus,“ fiel der Spielmann ein; wenn er nicht seine Geschichten von Haus zu Haus tragen könnte, so wüßte er ja nicht zu bleiben damit!“

„Weiß er denn, wenn er solch ein Geschichtenerzähler ist, nicht auch eine Geschichte von diesem Hause hier?“ fragte Johannes. „Es sieht wohl danach aus, als ob etwas drin passirt sein könnte!“

„Es ist auch schon mancherlei drin passirt,“ versetzte der Schuster, aber das gehört in Spielberend sein Fach mehr als in meines. Ich habe die lustigen Geschichten lieber, und er die, wobei's Einem die Gänsehaut zusammenzieht.“

„Und solche Geschichten sind hier vorgefallen?“

„Er lügt wieder, der Schuster,“ versetzte der Spielmann; „er lügt eben Alles, was er sagt. Er hat noch von Pfalzgrafenzeit her ein Privilegium darauf.“

„Wem aber gehört es denn, das alte Castell hier,

und weshalb ist's so verfallen und verlassen?" fuhr der Deserteur fort.

„Ja, wem gehört's! Claus Fettzünsler, weißt Du's?"

Claus Fettzünsler schüttelte den Kopf.

„Den Herren Franzosen wird's wohl gehören," sagte er — „denen gehört ja jetzt Alles, was sie gebrauchen können."

„So viel ist wenigstens gewiß, wenn's denen nicht gehörte, so würde es dem Herrn Ritterhausen oder der Mamsell Sibylle gehören," sagte der Schuster. „Sie sollen gewaltig darüber ausgewesen sein, es zu kaufen, als der alte Herr von Huckarde den Hals gebrochen hatte und sein Sohn so plötzlich verschwunden war."

„Den Hals gebrochen — plötzlich verschwunden" — — fiel der Deserteur ein — „könnt Ihr denn nicht erzählen, wie das zugegangen ist? Mir däucht, es ist ebenso unterhaltend, wie Eure alten Klostergeschichten."

„Wie es zugegangen ist — ja, Kamerad, um das zu erzählen, müßte man's eben wissen," sagte Fettzünsler.

„Und wißt Ihr's auch nicht?" wandte sich Johannes an den Spielmann.

„Was ich davon weiß, will ich Euch sagen,"

antwortete dieser. „Seht, es war ein alter Herr von Huckarde hier im Lande, der hatte hübsche Güter gehabt, und es waren immer angesehene, vornehme Leute gewesen, die Huckarde. Aber sie hatten wohl in alten Zeiten, schon zu Kurfürst Johann Wilhelm's Tagen, immer viel Geld gebraucht und waren auf diese Art in ihrem Wesen zurückgekommen. Unser Herr von Huckarde hatte dazu auch schlechte Zeiten erlebt, viel Mißwachs und Hagelschlag auf seinen Feldern und eine kränkliche Frau, die sich der Wirthschaft nicht annehmen konnte, und so war er immer tiefer hineingerathen und hatte endlich alle seine andern Güter verkauft, um herauszukommen, und nur die Rheider Burg, wo seine Voreltern seit undenklichen Jahren darauf gesessen, die hatte er behalten. Da wohnte er nun still und ruhig, wie er denn ein in sich gekehrter Mann war, der von Welt und Menschen nicht viel hielt, und zufrieden war, wenn man ihn in Frieden ließ. Seine Frau starb hier in der Burg, und er war nun ganz allein mit seinem einzigen Sohne Robert, der ein wilder, kecker Junge war, und ihm viel Geld kostete, so lange er ihn auf Schulen und auf Reisen draußen hatte. Das ging aber nicht lange so fort; der Robert mußte heimkehren und schlug nun unserm Herrgott die liebe Zeit todt, hier bei dem Alten auf der Burg.

„Nun liegt dort unten am Wasser der Hammer, den Ihr wohl gesehen habt, der Rheider Hammer, der dem Herrn Ritterhausen gehört, und der Hammer ist gebaut auf Grund und Boden der Burg, in alten Zeiten schon. Der Hammer mußte auch alljährlich an den Herrn von Huckarde einen Kanon zahlen oder Grundgeld, wie man auch sagt, zehn Thaler bergisch Geld.

„Als nun der Ritterhausen einmal hier oben bei dem alten Herrn ist, um seinen Kanon zu bezahlen, sagt ihm der von Huckarde:

„Mein lieber Ritterhausen, wie werden wir es nun halten, wenn die Hammerbesitzung, die Sie von uns in Erbpacht haben, mit Ablauf der nächsten Jahre pachtlos wird und an mich zurückfällt?"

„Pachtlos wird? Zurückfällt?" antwortet Ritterhausen verwundert. „Sie irren sich, Herr von Huckarde, der Hammer ist mein und hat seit undenklichen Jahren meiner Familie gehört. Aber weil er in Olims Zeiten auf herrschaftlichem Grunde und Boden erbaut ist, so zahlt er ein Grundgeld an die Burg, das ist Alles."

„Der alte Herr aber schüttelt den Kopf und sagt:

„Nicht also, mein lieber Nachbar, ich kann Ihnen aus meinen Papieren beweisen, daß vor nunmehr beinahe hundert Jahren der Hammer den Ritterhausen in Pacht auf hundert Jahre gegeben ist. Ist die Zeit ab-

gelaufen, so trete ich in die vollen Eigenthumsrechte wieder ein. Es versteht sich, daß ich Ihnen nicht die Besitzung zu entziehen gedenke, wir werden uns schon einigen darüber. Nur gedenke ich eine Pacht auf kurze Zeit eintreten zu lassen, und zehn Thaler bergisch sind heutzutage kein billiger Satz für eine solche Besitzung mehr; dem werden Sie nicht widersprechen."

„Ueber diese Worte des Herrn aber wird mein Ritterhausen ganz roth vor Zorn im Gesicht und wehrt sich aus Leibeskräften dawider, daß sein Haus und Hof und Hammerwerk nicht sein eigen sein solle; und endlich gehen Beide in Zorn auseinander. Ritterhausen geht sogleich zum Advocaten und nun beginnen Beide einen Proceß, einen schweren, langen Proceß, der Geld und Verdruß vollauf kostet und lange nicht weiter rückt. Endlich gewinnt der alte Herr auf der Burg den Proceß. Er bekommt ein Urtheil heraus, gegen das Ritterhausen nichts mehr machen kann. Und was nun das Schlimmste ist für Ritterhausen, der alte Herr hat bei all' dem Aerger und all' den Kosten, die ihm der Mann vom Hammer gemacht, den Koller gekriegt und hat geschworen und gelobt, nun solle der Ritterhausen herunter von dem Hammer, sobald seine Zeit um sei, und solle nicht darauf bleiben, wenn er auch zehnmal mehr Pacht biete als jeder Andere; lieber wegschenken

wolle er das ganze Anwesen, als den Ritterhausen darauf lassen!"

„Der arme Herr!" fiel hier Claus ein; „der hatte schon damals nicht viel mehr wegzuschenken, aber genug zu thun, um sich die Juden vom Hals zu halten. Der Proceß hatte ihm arg viel Geld gekostet!"

„So war es," fuhr der Spielmann fort, „und so standen die Dinge und die Zeit war nahezu da, daß der Ritterhausen den Hammer hätte räumen müssen. Wer aber keine Anstalt dazu machte, daß war der Mann vom Hammer. Er ließ sein Geschäft fortgehen nach wie vor, er hielt die Gebäude in Ordnung, wie er immer gethan, reparirte, wo etwas schadhaft war, und kaufte Vorräthe von Kohlen und Erz und was er sonst brauchte, als ob er nicht daran dächte, den Hammer zu verlassen. Auch soll er wohl manchmal, wenn ein guter und vertrauter Freund bei ihm von der Sache zu reden angefangen — denn ein Anderer hätte darüber nicht das Maul aufzuthun gewagt, es war niemals gut Kirschenessen mit dem Ritterhausen, auch vor Zeiten nicht, wo er noch nicht wie ein verdrießlich Häufchen Unglück, von der Gicht geplagt vom Morgen bis zum Abend in seinem Sessel lag — also, wenn Einer davon angefangen, soll er wohl gesagt haben: „Meine Voreltern sind geboren und gestorben

auf dem Rheider Hammer und gerade so gedenke auch ich zu thun, zu sterben darauf, wie ich darauf geboren bin!"

„Nun wohl, eines Abends — es ist im Novembermonate gewesen und es hat bereits angefangen zu dunkeln, so zwischen drei und vier, wo man an nebeligen Tagen schon daran denken muß, daß man heimkommt, wenn man draußen einem Gewerbe nachgegangen ist; da kommt ganz unvermuthet der Ritterhausen den Bergweg daher gestiegen, geht in die Burg und fragt nach dem Herrn. Der Herr ist wohl verwundert ob dem Besuch, er läßt erst zusehen, ob der junge Herr, der Robert, daheim ist, und den läßt er zu sich rufen, und dann mag der Ritterhausen zu ihm in seine Wohnstube da oben kommen."

„Was die nun zusammen geredet haben, das weiß der liebe Gott. Lange haben sie gesprochen, oft still und ruhig, oft laut und hitzig, — so viel weiß Claus Fettzünsler; denn der hat sicherlich, — darauf könnt Ihr Euch verlassen, — hinter irgend einer Ecke gestanden und zugehört. Was sie aber eigentlich gesprochen haben, davon weiß er doch nichts Rechtes. . . .

Claus verzog hier seinen Mund zu einem bedeutungsvollen Lächeln und nickte ganz eigenthümlich mit dem Kopfe.

„Ihr habt doch etwas gehört, Claus," fragte Spielberend. „Nun, so rückt damit heraus, alter Fettzünsler, ehe Ihr damit in die Grube fahrt, was nicht lange dauern kann, wenn Ihr fortfahrt, so schwere fette Pfannkuchen zu essen, wie Ihr da just einen vom Feuer nehmt!"

„Verstört Claus in seiner Bäckerei nicht, der hat einen Klostermagen und davon versteht ein herumstrolchender Spielmann, wie Ihr, nichts," fiel der Lügenschuster ein. „Aber nun sag, wie es denn war, Claus!"

„Sie sprachen anfangs trutzig von Geld," versetzte Claus, „und dann kam es mir vor, als hätte der Ritterhaûsen einen sehr höflichen Ton gegen den alten Herrn angenommen und ihm zu etwas zugeredet; von Verkaufen fielen dabei Worte; aber ob er ihm die ganze Rheider Burg oder nur den Hammer verkaufen sollte, das weiß ich nicht. Endlich sprachen sie wieder hitzig und laut, und nach einer Pause mischte sich Robert herein und sprach lange und dann endlich ging die Thüre auf und der Ritterhausen kam heraus und der junge Herr begleitete ihn höflich bis an die Treppe, und da schieden sie von einander, als wenn Alles in Richtigkeit wäre. Das ist, was ich von der Sache weiß, nicht mehr und nicht minder."

„Ist der Ritterhausen reich?" fragte Johannes.

„Er hat wenigstens mehr als der alte Herr von Huckarde jemals besessen hat," antwortete der Spielmann.

„Nun, dann könnte ich mir schon einen Vers darauf machen, was die drei unter einander gesprochen haben," bemerkte der Deserteur.

„Und was denn?" fragte Claus.

„Der Ritterhausen hat entweder dem Baron vorgeschlagen, er solle ihm den Hammer verkaufen. Oder er solle ihm seine ganze Rheider Burg verkaufen. Oder er ist so schlau gewesen und hat einen hübschen Posten von des Barons Schulden an sich gebracht und ihm eröffnet: Nun nimm Dich in Acht, daß Du mich nicht von dem Hammer treibst, denn alsdann fordere ich Bezahlung meiner Schuldforderung von Dir!"

„Es mag wohl so sein, Kamerad, es mag so gewesen sein," versetzte der Spielmann. „Aber nun hört, wie es weiter gegangen ist. Noch an demselben Abend kommt der Baron in seinen Mantel gewickelt aus seinem Zimmer heraus und geht, mit einer Laterne in der Hand, ganz mutterseelen allein, der alte Mann, hinten zur Burg hinaus, und den Burgweg hinab, als wenn er zum Hammer wolle. Der junge Herr ist auf seinem Zimmer gewesen, die Leute sind hier in der Gesindestube, und nur einem Knecht ist er draußen vor

der Thurmthüre begegnet, der hat ihm die Laterne abnehmen und ihm leuchten wollen, aber er hat ihn zurückgeschickt, er finde den Weg schon allein. Der ist aber stehen geblieben, um zu sehen, wohin der alte Herr ginge, und so hat er gesehen, daß er den Bergweg nach dem Hammer eingeschlagen hat. Wohin hätte er auch sonst gehen können! Nun ist er aber auf dem Hammer niemals angekommen. Er hätte auch den Ritterhausen dort gar nicht gefunden; der ist erst viel, viel später heimgekommen, und kein Mensch weiß, was er draußen in der Nacht getrieben hat. . . ."

„Der alte Huckarde aber . . .?" fragte der Deserteur gespannt.

„Der alte Huckarde ist niemals wieder heimgekommen," entgegnete Spielberend. „Weder die Nacht noch den andern Morgen; und am Nachmittage hat man ihn gefunden zwei Stunden von hier, unterhalb, in der Wupper, eine große Wunde hinten am Kopf."

„Curiose Geschichte," sagte der Deserteur nach der stummen Pause, die beim Schlusse von des Spielmanns Geschichte entstanden war — „er hatte eine Wunde am Kopf? Und wie sah die aus?"

„Blutig und schrecklich genug," fiel Claus ein. „Ich habe sie gesehen, als man die Leiche herauf, hier

in's Haus brachte. Auf dem großen Saale oben hat sie gestanden."

„Aber," fuhr Johannes fort, „konnte man denn nichts daran sehen, an der Wunde, wie sie wohl entstanden war?"

„Die gutmüthigen Leute," versetzte Claus, „sagten, der alte Herr sei in's Wasser gestürzt in der Dunkelheit und dabei sei er mit dem Hinterkopf auf Stein oder Fels aufgeschlagen."

„Und die nicht gutmüthigen meinten wohl, er habe sich selber hineingestürzt in's Wasser?" fragte der Deserteur, indem er Claus und Spielberend, einen nach dem andern, bedeutsam anblickte.

„So war es, Kamerad," sagte der Spielmann.

„Und die bösen — die sagten wohl noch etwas Anderes?"

„Kann sein," erwiderte Claus Fettzünsler, „aber," fügte er mit seinem schlauen Blinzeln hinzu — „wer wollte nachsagen was böse Leute sagen!"

„Und die Gerichte," fuhr der Deserteur fort, „sagten die nichts?"

„Die Gerichte? Nun, dazumal waren wir noch in der guten bergischen Zeit und die Gerichte waren nicht wie heute. Man ließ noch Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Auch rief sie Keiner herbei. Der

Mann ist verunglückt, hieß es eben. Der junge Herr Robert beweinte und begrub seinen Vater stattlich und mit allen Ehren, und als das geschehen war, ging er zum Hammer hinunter und dort verlangte er Mamsell Sibylle Ritterhausen zu sprechen. Die Beiden haben dann eine lange Unterredung mit einander gehabt, zwei, drei Stunden lang und dann ist er heimgekehrt mit düsterer Stirn und einem Gesicht, daß Niemand gewagt hat, ihn anzureden; und so hat er sich seine Sachen zusammengepackt und hat sein Pferd satteln lassen und ist denselbigen Abend noch fortgeritten, der Wupper nach und in die Welt hinein, und es hat niemals Jemand wieder etwas von ihm gehört."

„Was ist denn nun hernach aus der Sache geworden, aus dem Hammer, den Ritterhausen und der Burg?"

„Was die Burg angeht," nahm Claus das Wort, „so ist sogleich ein Concurs ausgebrochen über des alten Huckarde Nachlaß; und die Rheider Burg hat schon in dem Amtsblatt gestanden, wie daß sie sollte öffentlich meistbietend bei brennendem Licht verkauft werden; und der Herr Ritterhausen hat sie kaufen wollen und schon sein Geld dazu parat gemacht, als könnte sie ihm nicht entgehen; da ist auf einmal die kurpfälzische Regierung dazwischen gekommen und hat

gesagt, die Rheider Burg sei ein landesfürstliches Lehn und weil kein Erbe sie zu muthen gekommen, so werde sie als heimgefallen betrachtet, und so hat die Regierung über die Schulden, die darauf hafteten, mit den Gläubigern sich in Verhandlungen begeben und ihnen für's Erste die Einkünfte zugewiesen, aber die Burg ist kurfürstlich geworden. Und den Herrn Ritterhausen hat der Kurfürst ruhig auf seinem Hammer gelassen gegen den alten Kanon, und das hat gedauert bis die Franzosen gekommen sind. Da ist die Rheider Burg großherzogliche Domäne geworden und der Ritterhausen hat nach den neuen Gesetzen das Erbpachtswesen von seinem Hammer ganz ablösen und abkaufen können und nun ist der Hammer sein und ich denke, der Teufel selber bringt ihn nicht herunter."

„Wenn er ihn nicht holt!" fiel hier lachend der Lügenschuster ein, „anders wohl nicht!"

„Nun wißt Ihr die ganze Geschichte, Kamerad," sagte Spielberend.

„Ich danke Euch für Eure Geschichten," versetzte Johannes; um Einem die Zeit vom Einrühren des Pfannenkuchens bis daß er gar ist, zu vertreiben, sind sie nicht schlecht."

„Und gar ist er," sagte Claus Fettzünsler, „und jetzt, Mannen, langt zu und laßt ihn nicht kalt werden."

Der würdige Hausverwalter hatte, während der Erzählung in der Küche hin- und herhinkend, den Tisch, an welchem Spielberend und Johannes der Deserteur, saßen, gedeckt, mit zinnernen Tellern und einer reichlich gefüllten Salatschüssel besetzt, Schwarzbrot und Butter dazu gestellt und nun das Ganze mit seinem duftenden, noch zischenden Eierkuchen gekrönt. Der Deserteur wartete keine zweite Einladung ab, namentlich da er auch den Schuster Matthis in kriegerischer Stimmung zum Angriff anrücken sah. Spielberend aß wenig und zwischen Johannes und Matthis schwankte die Palme der umfassendsten und erfolgreichsten Leistung, zu deren Unterstützung Claus Fettzünsler wesentlich durch einen rundbäuchigen Krug voll guten Gerstensaftes, den er aus einem Wandschrank hervorholte, beitrug.

Viertes Capitel.

Großherzog Murat.

Es waren zwei Tage verflossen, und wieder war es um die Nachmittagstunde, wie das erste Mal, als wir das Gartenzimmer des Rheider Hammers betraten. Von den Schmiedegebäuden her tönte das tosende Rauschen des Wassers, das Klopfen und Hämmern und all der Lärm, der mit einer solchen Werkstatt voll angespannter Thätigkeit verbunden ist. Im Wohnzimmer Ritterhausen's dagegen herrschte tiefe Ruhe; der Hammerbesitzer lag zwar mit umwundenen Füßen in seinem Sessel wie gewöhnlich; er hatte jedoch einen guten schmerzensfreien Tag. Sibylle saß ihm auch heute gegenüber; ihre großen Bücher lagen auf dem Tische, aber sie hatte sie nicht aufgeschlagen, sie stützte den Arm darauf und auf den Arm ihr schönes Haupt und blickte

mit ihren großen Augen träumerisch durch die offene Gartenthür in die sonnige Landschaft hinein.

„Worüber sinnst Du so lange in Dich versunken nach, Sibylle?“ sagte Ritterhausen endlich gähnend, da ihm die Stille lästig zu werden anfing.

„Ich sinne darüber nach,“ antwortete sie, „ob es eine prophetische Anlage im Menschen geben könne, eine Sehergabe.“

„Und wie kommst Du darauf?“

„Durch eine zufällige Veranlassung. Ich bin neulich dem Spielberend begegnet und der wunderliche, unheimliche Mensch hat mir allerlei Dinge gesagt, die — —“

„Die Du so thöricht bist, zu glauben?“

„Nein, —“ fiel Sibylle ein; „aber Jedermann im Lande weiß, daß der Spielmann Ereignisse vorhergesagt hat, welche mit allen Umständen genau so eingetroffen sind. Dies ist eine Thatsache. Aber wenn in einem Menschen eine solche Sehergabe lebt, so muß sie doch, mehr oder minder verhüllt, in allen leben; denn ich kann mir nicht denken, daß in einem Menschen ein Seelenvermögen läge, was nicht auch, wenigstens im Keime, in Jedem andern verborgen liegt. Wir sind doch alle nach einem und demselben Vorbild gemacht.“

„Meinst Du? Ich danke meinerseits für diese Voraussetzung," sagte der Hammerbesitzer. „Wenn Du beobachtest, was den meisten Menschen gefällt, was sie «schön» oder was sie ein «Vergnügen» nennen, so merkst Du bald, daß Du nicht mit ihnen aus demselben Stoffe geknetet bist."

„Darüber mag man denken, wie man will," versetzte Sibylle, „es bleibt doch das wahr, daß die menschliche Seele ein gleichartiges Wesen ist, sie mag nun im Körper eines Weibes oder Mannes, eines Bauern oder eines Künstlers stecken. Wenn nun in dem Bauern eine Eigenschaft wie die Prophetie hervortritt, weshalb sollte sie dann nicht auch in der Seele des Künstlers, des Gelehrten liegen, weshalb sich nicht in ihm entwickeln, auferziehen lassen?"

„Möchtest Du aus Dir eine Vorgeschichtenseherin entwickeln? Oder ist dies ein leiser Vorwurf, daß ich Dich nicht dazu auferzogen habe," fragte Ritterhausen lächelnd.

„Nein; obgleich ich in alten Zeiten, wie ich neulich gelesen habe, es hier im Lande der Frauen Handwerk gewesen ist, wahrzusagen. Ein alter römischer Schriftsteller erzählt es und es geht daraus hervor, daß das Vorgeschichtensehen eine uralte Sache bei uns ist. Aber ich möchte wenigstens so viel prophetische

Ahnungsgabe besitzen, daß ich die Winke des Schicksals verstände, wenn das Schicksal mir Winke giebt.“

„Und glaubst Du, daß das «Schicksal» von Zeit zu Zeit die Gefälligkeit hat, Dir einen Wink zu geben.“

„Das ist es eben; wenn ich klage, daß ich diese Winke nicht verstehe, so heißt das mit andern Worten, ich weiß nicht, ob etwas ein Wink des Schicksals ist oder nicht.“

„Was soll dies: etwas, sein?“

„Was ich meine, kann ich nur durch ein Beispiel klar machen. Man sucht etwas zu erreichen, man hat sich ein bestimmtes Ziel gesetzt, zu dem man gelangen will. Nun stößt man auf Hindernisse. Man überwältigt sie; aber kaum sind sie besiegt, so erheben sich neue; und sind auch diese aus dem Wege geräumt, so treten abermals andre zwischen uns und unsern Wunsch. Liegt nun darin ein Wink des Schicksals? will uns eine gütige Macht ablenken von der Verfolgung unsers Plans? Sagt sie uns: lasse ab von deinem Beginnen, denn es führt nicht zu deinem Heile, sondern zu deinem Unglück? Oder sollen wir uns sagen: alle diese Hemmnisse sind eben so viele Prüfsteine deiner Charakterkraft, deiner Energie? Ueberwältige sie und desto stolzer wirst du auf dich sein können, wenn du zu Ende geführt hast, was du begonnen!“

„Das sind Grillen für einen Frauenkopf,“ antwortete Ritterhausen. „In einem Manne, das heißt, einem rechten Manne können sie nicht aufsteigen. Ein Mann übernimmt nicht eher etwas, als bis er es wohl überlegt hat, bis er klar darüber ist, erstens ob die Sache ihm wirklich nützt und zweitens, ob sie erreichbar ist. Was ihm alsdann in den Weg tritt, das sucht er zu besiegen ohne nach Winken des Schicksals zu fragen, an die ich nicht glaube. Ich glaube nur an ein blindes Fatum, genannt Glück und Unglück. Was aber das Schicksal, unser Menschenschicksal angeht, so habe ich mir in meinem Marterstuhl hier darüber den folgenden Spruch gemacht:

Sei ein Roß, das blind in der Mühle sich dreht,
Sei ein Hund, in's Tretrad gespannt!
So lautet der Spruch, der geschrieben steht
Für uns All' von des Schicksals Hand;
Und hast Du geplagt voll Angst und Noth
Dich lange Jahr ohne Ruh',
Dann schnürt Dir zum Lohne der grimme Tod
Hohnlachend die Gurgel zu! —“

„Das ist gotteslästerlich, Vater!“ sagte Sibylle vorwurfsvoll.

Rittershausen zuckte die Achseln und blickte zum Fenster hinaus.

Auch Sibylle schwieg und träumte stumm weiter. Sie wußte ja, daß sie mit ihrem Vater, den sein Leiden zum Menschenfeind gemacht hatte, sich über Fragen wie die angeregte nicht verständigen würde. Und darum verschloß sie ihre Gedanken vor ihm, wie sie so vieles Andere still in ihrer Brust verschloß. Aber doch hatte etwas wie eine Ermuthigung für sie in den Worten ihres Vaters gelegen. In dem nämlich, was er gesagt über die männliche Weise, ein Ziel zu verfolgen. Auch sie verfolgte trotz aller Hemmnisse auf solche männliche Weise ein Ziel, einen bestimmten Zweck — und wenn ihr Muth, ihre Zuversicht auf einen endlichen Sieg auch oft sinken, wenn ihr Herz auch in dunklen Stunden hoffnungslos verzagen wollte — sie ermannte sich immer wieder und rief sich zu, wie sie es in diesem Augenblick that: beharrlich und treu.

„Du hast schärfere Augen, Sibylle," sagte nach einer langen Pause der Hammerbesitzer — „blicke doch einmal nach der Rheider Burg hinauf."

„Und was soll ich da sehen?" fragte Sibylle sich erhebend und hinter den Stuhl ihres Vaters tretend, von wo aus man den freiesten Blick auf den hochragenden Edelsitz hatte.

„Es scheint mir da oben ein ungewöhnliches Leben zu herrschen," versetzte Ritterhausen.

Sibylle schaute eine Weile hin, ihre Hand über die Augen haltend, weil das Sonnenlicht sie blendete. Dann sagte sie:

„Es ist wahr, man wirft Fenster auf, und es bewegen sich einzelne Gestalten im Innern an den Fenstern vorüber.“

„Was mag das zu bedeuten haben?“

„Gott weiß es,“ antwortete sie in auffallender Unruhe — „ich will hinaufgehen, um näher nachzuforschen.“

„Das halte ich für ebenso überflüssig als auffallend, Sibylle,“ bemerkte Ritterhausen.

Aber das junge Mädchen ließ sich nicht irre machen. Sie brachte die Bewegung da oben in der Rheider Burg mit ihrem Deserteur, dem sie aus Mitleid mit seiner Lage dort ein Versteck gezeigt hatte, in Verbindung, und die Unruhe trieb sie, sich selbst von dem, was vorgehe, zu überzeugen.

Darum nahm sie Hut und Umschlagetuch und verließ das Gartenzimmer, um auf ihrem gewöhnlichen Wege, durch den Garten und über den Steg, der den Fluß überbrückte, hinaufzugehen. Es konnte ja auch Niemand befremden, wenn sie heute ein wenig früher als an andern Tagen ihren Spaziergang zur Burg hinauf machte.

Ritterhausen blieb allein, seinen Gedanken überlassen, eine Gesellschaft, welche er viel zu oft und zu lange genossen hatte, als daß sie ihm sehr unterhaltend gewesen wäre. In seinem Egoismus fesselte er deshalb auch seine Tochter, seinen einzigen Umgang fortwährend an sein Krankenzimmer und erlaubte ihr willig nur dann ihn zu verlassen, wenn die Leitung des Geschäftes, das er ihr ganz übertragen hatte, sie gebieterisch abrief. Sie war jetzt schon seit Jahren nicht für einen einzigen Tag abwesend gewesen von dem väterlichen Hause. Und statt daß Ritterhausen sich gesagt hätte, diese Einsamkeit und dieser Mangel an Zerstreuungen gebe ihrem Geiste ganz natürlich eine schwermüthige und dem Leben sich abwendende Richtung, zog er es vor, seinen Egoismus zu beschönigen, indem er sich sagte, da ihr Gemüth eine ernste und schwermüthige Richtung besitze, so entbehre sie die Zerstreuungen und die Genüsse nicht, welche die Geselligkeit und der Aufenthalt in einer Stadt, im Mittelpunkt bewegter Verhältnisse darbieten.

So viel ist gewiß, Sibylle verlangte nicht nach ihnen. Es kam ihr nie in den Sinn, daran zu denken, ihre Existenz sei ein Opfer, welches sie der kindlichen Liebe bringe. Vielleicht war das auch nicht ganz der Fall. Vielleicht brachte sie dies Opfer eigentlich einem

ganz andern sie beherrschenden Gedanken. Genug, sie schien völlig zufrieden mit dieser Existenz, welche sie mit unnachlassender Beharrlichkeit der Pflege ihres Vaters und der umsichtigsten Verwaltung des Hammers widmete. Bei dieser Verwaltung zeigte sie eine bewundernswürdige Umsicht. Allerdings ist diese Art industrieller Betriebsamkeit durch ihre Einfachheit mehr als jede andere geeignet, von einer Frau geleitet zu werden. Fleiß, Ordnung und die regelrechte Ausbeutung gewisser auf den einzelnen Werken geheim gehaltener, gewöhnlich ererbter Kunstgriffe, Manipulationen und Verfahrungsweisen reichten damals noch aus, den Betrieb gewinnbringend zu machen. Sibyllens Ueberwachung erzielte dieses Ergebniß in auffallendem Maße, ja so sehr, daß Ritterhausen auch da willig ihren Anordnungen freien Lauf ließ, wo er selbst anderer Ansicht war.

Sie hat einmal Glück, sagte er sich, und sie versteht Geld zu machen wie ein Wucherer!

Er wollte jetzt eben ein auf der Fensterbank neben ihm liegendes Buch zur Hand nehmen, um damit die Zeit zu tödten, als er aufschauend zu seiner Ueberraschung gewahrte, daß Sibylle, raschen Schrittes zurückkehrend, durch den Garten daher kam, und zwar nicht allein, sondern gefolgt von einem Manne in

grüner, auf allen Näthen mit breiten goldenen Tressen bedeckter Jägerlivree.

„Was ist das?“ sagte Ritterhausen sich aufrichtend, — „ein herrschaftlicher Jäger, der gerade aussieht, als gehöre er unserm französischen Landesherrn, so glänzend ist er ausstaffirt!“

„Seltsame Neuigkeiten, Vater,“ rief Sibylle in diesem Augenblick, die Treppe aus dem Garten hinaufeilend und ziemlich außer Athem in das Zimmer tretend. „Denken Sie sich, die Burg hat einen neuen Herrn, einen französischen Grafen, und der ist oben im Schlosse mitsammt dem Großherzog selber und einer ganzen Suite Herren vom Hofe . . . . —“

„In der That?“ rief Ritterhausen aus. „Nun, in's Teufels Namen! Ich sehe nicht ein, weshalb Du so aufgeregt darüber bist!“

„Ich bin es deshalb, weil dieser Mann hier uns anzukündigen kommt, daß wir den Besuch der Herren zu gewärtigen haben. Da sie die Burg oben ganz leer gefunden haben und der alte Claus außer Stande ist, ihnen Erfrischungen zu bieten, so wollen sie sich herablassen, den Hammer mit ihrer Gegenwart zu beehren, und seine Gastlichkeit in Anspruch zu nehmen.“

Ritterhausen machte große Augen.

„Welche Ehre,“ sagte er mit einem Lächeln, das

doch etwas von geschmeichelter Eitelkeit verrieth. „So mußt Du eben Alles aufbieten, was Küche und Keller vermögen, um die Herrschaften anständig aufzunehmen.“

„Ich denke, sie werden mir so viel Zeit lassen, um für etwas zu sorgen! Hätten sie sich doch früher angemeldet!“

„Eines bitte ich mir aber aus, mein Kind,“ fuhr Ritterhausen fort. „Fange damit an, daß Du Deine Toilette machst, damit Du jedenfalls zur Hand bist, wenn sie kommen. Ich kann sie nicht empfangen, und Du darfst nicht fehlen, ihnen die Honneurs zu machen.“

„So werde ich mich in Einem ankleiden und zugleich in Küche und Keller umherziehen müssen; denn anders wird es nicht gehen,“ versetzte Sibylle.

Das junge Mädchen verschwand jetzt durch eine Seitenthür, der Jäger, der bisher in der offnen Gartenthüre stehen geblieben war, wollte ihr folgen, als Ritterhausen ihm winkte.

„Setzen Sie sich, guter Freund,“ sagte er, „Sie werden müde sein — verstehen Sie deutsch?“

Der Jäger verstand deutsch.

„So sagen Sie mir, wer ist denn der neue Herr da oben in der Rheider Burg?“

„Der Herr Graf von Epaville.“

„Graf von Epaville, — habe nicht die Ehre das

Geschlecht der Grafen von Epaville zu kennen. Woher ist der Mann?"

„Der Herr Graf sind in Belgien daheim."

„Ein Belgier — so, so; und im Dienst?"

„Oberst und Flügeladjutant bei Sr. großherzoglichen Hoheit."

„Und wie kommt der Herr Oberst und Flügeladjutant zu der Rheider Burg, wenn man fragen darf?"

„Der Herr Oberst sind von der Spielpartie des gnädigsten Herrn," antwortete lächelnd der Jäger.

„Von der Spielpartie? Das heißt doch nicht, daß er die ganze Burg mit allem Zubehör dem Großherzog im Spiele abgewonnen hat?"

„Ich bin nicht dabei gewesen," versetzte der Jäger, „aber in der Antichambre erzählte man sich's."

„Alle Teufel!" fluchte Ritterhausen zwischen den Zähnen. „Nun werden wir in den nächsten Tagen im bergischen Moniteur lesen, daß die Domaine Rheider Burg als Nationalbelohnung für specielle treue Dienste zur Dotation des Grafen von Epaville angewiesen ist! — Die Pest hole die Wirthschaft!"

Nachdem Ritterhausen eine Zeitlang seinen patriotischen Verdruß verarbeitet hatte, hub er wieder an zu fragen:

„Und was für eine Art Mensch ist dieser Herr Graf? Ist er alt oder jung, verheirathet oder nicht?“

„Er ist so ungefähr zwei bis vier und dreißig Jahre alt, und, so viel ich weiß, unverheirathet,“ versetzte der Jäger. „Er hat früher in der Marine gedient, und ist dadurch zuerst mit dem Herrn Großherzog, der Großadmiral von Frankreich ist, wie Sie wissen werden, in Verbindung gekommen. Jetzt steht er sehr hoch in Gnaden bei unserer Hoheit, er macht mit dem Grafen Beugnot und dem Grafen Nesselrode immer seine Spielpartie.“

„Nun, wir werden den Herrn ja zu sehen bekommen,“ versetzte Ritterhausen und bewegte dann die kleine Schelle, welche neben ihm stand. Als ein Dienstmädchen erschien, dessen geröthetem Gesicht man ansah, wie sehr just eben ihre Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, befahl er, dem grünen Herrn eine Flasche Wein in der Küche aufzutragen und der Jäger entfernte sich.

Nach einer kurzen Zeit kam Sibylle zurück. Sie hatte ein Kleid von schwerer brauner Seide angezogen und um sich die Minuten, welche eine neue Frisur gekostet hätte, zu sparen, hatte sie ein kleines Spitzenmützchen mit gelbem Bande aufgesetzt, was zu ihren ernsten Zügen außerordentlich gut stand. Sie ordnete

nun das Gartenzimmer, beseitigte ihre großen Bücher, überdeckte den runden Tisch mit schneeweißem Damast, und dann besetzte sie ihn mit Geschirren, welche damals freilich wenig von dem Werthe hatten, den sie in unserer Schätzung heute einnehmen. Es waren Teller von ausgezeichneter Majolica oder japanischem Porzellan, prächtige geschliffene Humpen, und Silbergeräthe von schönster Renaissanceform.

„Die Herrschaften," sagte sie dabei zu ihrem Vater, der ihr ruhig zuschaute, „die Herrschaften werden meinen, sie kommen in einen Trödlerladen, wenn sie all das altfränkische Geschirr sehen. Aber ich kann es ihnen nicht besser vorsetzen."

„Nun es hat unserer schönen Kurfürstin Anna und dem guten Johann Wilhelm von dem alten Geschirr recht wohl geschmeckt, wenn sie zu meines Großvaters Zeit am Rheider Hammer vorüberkamen und bei dem alten Herrn, der in sondern Gnaden bei ihnen stand, einen Imbiß nahmen — ich meine deshalb, unsere jetzige Landesherrschaft wird auch damit zufrieden sein können — sie hat auch nicht immer von Silber und Vermeille gespeist!"

Die Seitenthür öffnete sich und das Dienstmädchen und der Jäger erschienen, beladen mit Schüsseln, gefüllt mit allerlei Gegenständen einer kalten Küche;

der Jäger half ordnen und so stand bald ein Imbiß auf dem Tische, dem man nicht ansah, wie sehr er improvisirt war. Sibylle gab der Magd die nöthigen Anweisungen für die Herbeischaffung dessen, was der Keller an gutem Wein enthielt — es waren immer einige versiegelte Flaschen für außergewöhnliche Fälle in Herrn Ritterhausen's Keller — und dann ging sie in den Garten hinab, um ein paar Blumensträuße für die Vasen, die auf dem Kaminsims standen, zu pflücken.

In dieser Beschäftigung wurde sie jedoch unterbrochen. Sie hatte geglaubt, daß die erwarteten Gäste von der Burg den längern Fahrweg herab zu Wagen kommen und vor dem Hause vorfahren würden. Statt dessen hatten die Herren sich den freilich viel kürzern Fußweg herunter führen lassen, auf welchem sie jetzt über den Steg in den Garten gekommen waren. Sibylle hörte plötzlich lebhafte Stimmen in französischer Sprache ganz dicht in ihrer Nähe, und ehe sie noch sich zurückziehen konnte, stand eine breite Männergestallt vor dem Eingang der dunklen Laube, in welcher sie eben ihre Blumen auf einem alten Steintisch in zwei Bouquets zu ordnen beschäftigt war.

Wer die breite Männergestalt war, darüber konnte Sibylle sich nicht täuschen. Sie hatte oft genug Por-

träts dieses Mannes, der jetzt ihr Landesherr war, gesehen. Joachim Murat, Marschall und Großadmiral von Frankreich, war seit einigen Monden souverainer Herzog von Berg.

Sibylle war erschrocken, einmal weil sie so überrascht wurde und dann über das merkwürdige Aussehen der Gestalt, welche vor ihr stand. Das Gesicht Murat's streifte sehr nahe an Häßlichkeit. Die dunklen Augen leuchteten zwar eben so freundlich wohlwollend wie feurig das junge Mädchen an, aber das Antlitz mit der breiten platten Nase und dem seltsamen fahlen schwärzlichen Teint war weit entfernt anziehend zu sein; und ganz seltsam war nun vollends der Anzug des Großherzogs. Dieser Anzug hatte einen durchaus militärischen Charakter, aber er stand nicht im geringsten in Uebereinstimmung mit irgend einer reglementmäßigen Uniform irgend eines französischen oder bergischen Corps. Murat trug einen dunkelblauen Rock von Sammt, der mit schweren goldenen Schnüren besetzt war; dazu weiße Cachemir-Beinkleider mit breiten goldenen Streifen und feine ungarische Husarenstiefel von rothem Maroquin mit goldnen Sporen. Sein Haupt bedeckte eine rothe viereckige Mütze, in der Form einer Uhlanen-Czapka, an der eine kostbare Diamant-Agraffe glänzte, welche letztere den hohen Reiherbusch,

der von zwei großen weißen Straußfedern umwogt war, festhielt.

„Wir kommen als ungeladene Gäste in Ihr Haus, Mademoiselle," sagte Murat mit großer Freundlichkeit aber in sehr gebrochenem Deutsch zu dem jungen Mädchen.

„Die Ehre ist also desto größer für uns," versetzte Sibylle sich tief verbeugend.

„Und welche schönen Sträuße machen Sie da," fuhr er fort — „wenn einer davon für mich bestimmt ist, so bestehe ich darauf, daß Sie ihn mir gleich hier überreichen."

Sibylle nahm eine weiße Rose aus der noch ungeordneten Blumenfülle vor ihr und überreichte sie dem Großherzog.

„Merci, mein Kind," sagte er, „obwohl ich lieber gesehen, daß sich Ihr Cadeau in die Farben eines etwas lebhaftern Gefühls gekleidet hätte." — „Ai-je bien dit cela?" wandte er sich zu einem Herrn des Gefolges, der hinter ihm stand.

„Merveilleusement bien, Altesse," versetzte dieser lächelnd.

„Aber," fuhr Murat zu dem jungen Mädchen gewendet fort, „Sie bewahren so Etwas sicherlich für Ihren neuen Nachbar auf, den ich Ihnen hiermit präsentire — Monsieur le Comte Antoine d'Epaville."

Der hinter dem Großherzog stehende Herr verbeugte sich mit einer gewissen nachlässigen und hochmüthigen Grazie. Es war ein kaum mehr junger Mann, von schlanken feinen Formen und edlen aristokratischen Zügen, über welchen aber die Abspannung und die Farblosigkeit lag, welche die Folge einer leidenschaftlichen Natur ist, die sich in Lebensgenüssen blasirt hat. Er war in die Uniform des großherzoglichen Gardelanzierregiments gekleidet, welches Murat's Lieblingsschöpfung war — in jene auffallende weiße Uniform mit amaranthfarbenen Aufschlägen und Rabatten und mit polnischen Czapkas, eine Uniform, welche, als das Regiment später nach Spanien beordert wurde und vor Napoleon in Bayonne die Revue passirte, bei dem Kaiser sehr wenig Beifall errang. Er wendete nämlich dem Regiment den Rücken zu mit den Worten: Voilà la garde harlequine de Murat und befahl, sie sofort in grüne Chasseuruniformen zu stecken.

Der Graf Antoine von Epaville, der Flügeladjutant des Großherzogs und eben installirter Herr der Rheider Burg, heftete seine dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen in einer Weise auf Sibylle, welche dieser in hohem Grade mißfiel, und indem sie das junge Mädchen verletzte, dieser damit auch ihre ganze Fassung wiedergab, die sie durch die plötz-

liche Erscheinung des Herzogs im ersten Augenblick verloren hatte. Der Graf Antoine bewunderte augenscheinlich ihre auffallende Schönheit, sie schien ihn zu frappiren, aber seine Blicke hatten dabei eine Sprache, welche Sibyllen das Blut in die Wangen trieb.

„Nun," hob Murat wieder an, „werden Sie den neuen Nachbar nicht bewillkommnen, indem sie ihm auch eine Rose, und zwar eine recht feurige, rothe schenken?"

„Ich bitte," sagte Sibylle ernst — ohne die Frage zu beantworten — „ich bitte Eure Hoheit in's Haus zu treten . . ."

„Sie wollen ihm keine Blumen schenken? Aber das ist nicht freundlich von Ihnen, liebes Kind, für einen fremden Herrn, der mit dem besten Willen kommt, eine gute Nachbarschaft zu halten."

„O ich hoffe mir ein solches Geschenk schon später zu verdienen, wenn nicht so viele Zeugen dabei sind!" fiel mit eitelm Lächeln der Graf Antoine ein.

„Schwerlich, Herr Graf," versetzte Sibylle durch das Wesen des Grafen von Epaville immer mehr gereizt — „meine Rosen gehören wohl nicht in das Bouquet der Blumen, die Ihnen das Leben bietet!"

„Nun, da sind Sie schön abgefahren, Graf," lachte Murat, — „es lautet wie eine Kriegserklärung — da

sehen Sie gleich, wie wahr der alte Spruch ist: Qui terre a, guerre a!"

„Hoheit, wollen Sie jetzt nicht geruhen, näher zu treten?" sagte Sibylle, der es unheimlich wurde, durch die Gruppe der den Eingang der Laube belagernden Herren so lange in dieser eingeschlossen gehalten zu werden.

„Weshalb sollen wir denn in's Haus eintreten, mein schönes Kind — ist es hier nicht im Freien besser?" fragte Murat. „Das Wetter ist magnifique. Und die Laube hat Raum für uns Alle. Lassen Sie uns hier bleiben."

„Aber Hoheit," versetzte das junge Mädchen, „ich hatte gehofft, Sie würden geruhen, einige Erfrischungen anzunehmen, so gut, wie wir sie ohne alle Vorbereitung bieten konnten..."

„Und die haben Sie drinnen arrangirt — nun, was thut es? Lassen Sie Alles herausbringen, hierher!"

Sibylle war über diesen Einfall des Großherzogs sehr betroffen. Ihr ganzes Arrangement im Gartenzimmer war umsonst gemacht. Aber was war zu thun? Der Wunsch des gnädigsten Herrn war ein Befehl, dem nicht weiter widersprochen werden durfte. Sie räumte ihre Blumen bei Seite und verließ die Laube. Murat, der im Eingang stand, machte ihr dabei so

wenig Platz, daß sie sich vollständig an ihm vorüberdrängen mußte und zugleich sah er mit einem solchen Lächeln auf sie nieder, daß Sibylle wiederum dabei das Blut in's Gesicht schoß und Hals und Wangen bis unter die Haarwurzeln purpurroth färbte. Sie eilte dann durch den Garten und in's Haus, um rasch ihrem Vater Kunde von dem veränderten Arrangement zu geben und zugleich hastig die Hand an's Werk zu legen. Ein Lakai, der mit den Herrschaften gekommen war und der Jäger leisteten ihr dienstbeflissen Hülfe. So ward ohne alle Zögerung Alles was im Gartenzimmer servirt stand, auf den runden Steintisch in der Gartenlaube aufgestellt. Während Sibylle dabei ab- und zuging, unterhielten sich die Herren — es waren außer dem Großherzog und dem Grafen Antoine noch zwei andere Herren da — lebhaft lachend, in französischer Sprache, die Sibylle nicht hinreichend gut verstand, um einer solchen Conversation folgen zu können. Desto peinlicher fiel ihr die Aufgabe, welche ihr geworden war.

Murat sprach den Erfrischungen mit sehr gnädigem Appetit zu. Er leerte in unglaublicher Schnelligkeit eine Flasche uralten Rheinweins aus dem schönsten der geschliffenen Gläser, das Sibylle vor ihm aufgestellt hatte.

„Aber nun," sagte er endlich zu dem jungen Mädchen, „haben Sie lange genug die unermüdliche Wirthin gemacht und sind hin- und hergelaufen. Ich dulde nicht, daß Sie sich länger ermüden, Mademoiselle. Setzen Sie sich zu uns. Ich bestehe darauf, Sie mit dem Nachbar, den ich Ihnen gebracht habe, zu befreunden. Stoßen Sie mit ihm an auf bonne amitié. Geben Sie sich Mühe, ihn zu erobern. Es hat noch keine Schönheit ihn dauernd fesseln können. Rächen Sie Ihr Geschlecht. Sie sehen, es verlohnt sich der Mühe. Und wenn er die Segel vor Ihnen gestrichen hat, dann wenden Sie sich an mich. Wir werden Prisengericht über ihn halten und ich werde ihn unbedingt condemniren — dafür bin ich Großadmiral von Frankreich. Nun, nehmen sie dies Glas und trinken wir auf sein Glück in diesem schönen Thale!"

Sibylle konnte sich dieser Aufforderung nicht entziehen, obwohl sie plötzlich tief erschrocken war. Die merkwürdige Prophezeiung des Spielmanns von dem Sarge mit den großen Wappen war ihr nämlich bei den letzten Worten des Großherzogs unwillkürlich durch den Sinn gefahren, und erblassend sagte sie, ohne ihre Worte lange zu überlegen:

„Dies Thal, fürchte ich, wird dem Herrn Gra-

fen kein Glück bringen. Er thäte wohl, wenn er es heute wieder verließe und es nie mehr besuchte."

„Und weshalb?" sagte der Graf Antoine, betroffen von dem bittern Ernst, womit Sibylle gesprochen hatte.

„Ich weiß es nicht," antwortete das junge Mädchen, verwirrt werdend und verlegen über die eigenen Worte.

„Wenn Sie so dunkle und ernste Prophezeiungen aussprechen, so müssen Sie uns auch gestehen, warum Sie es thun, welchen Grund Sie dazu haben, Mademoiselle," fiel Murat ein, Sibylle verwundert anblickend.

Sibylle, nur noch verwirrter werdend durch alle die Blicke, welche sie fragend auf sich gerichtet sah, wußte anfangs nicht, was antworten. Dann aber faßte sie sich, und mit einer gewissen Befriedigung bei dem Gedanken, daß sie dem Grafen, dessen Persönlichkeit ihr so entschieden mißfiel, einen unbehaglichen Augenblick machen könne, versetzte sie lächelnd:

„Verzeihen Sie, Hoheit — ich habe zuweilen Augenblicke, wo ich mich für etwas wie eine Wahrsagerin halte — ich hatte so eben solch einen Anfall — ich glaubte ein Unglück für den Grafen vorauszusehen. Es ist gewiß sehr kindisch von mir, daß ich

meine lächerlichen Einfälle nicht für mich behalte! Und jetzt erlauben Sie mir, Hoheit, daß ich gehe, um zu meinem Vater zurückzukehren."

„Bedarf der Ihrer so sehr?" fragte Murat mit einem nicht ganz gnädigen Stirnrunzeln. „Warum sehen wir den Herrn vom Hause nicht?"

„Mein Vater ist krank — er ist gefesselt durch ein unbarmherziges Gichtleiden, sonst würde er längst Ew. Hoheit seinen Dank für die Ehre zu Füßen gelegt haben, welche —"

„Das ist etwas Anderes," fiel Murat versöhnt ihr in's Wort. „Dann entlassen wir Sie in Gnaden, Mademoiselle, obwohl Sie eine Unglücksprophetin waren, — pflegen Sie Ihren Vater und sagen Sie ihm unsern Dank für die Gastfreundschaft, welche sein Haus uns gewährt."

Und mit einem sehr gnädigen Kopfnicken entließ Großherzog Murat das junge Mädchen, das froh und erleichtert sich entfernte.

Als sie zu ihrem Vater zurückkam, richtete sie ihm die Worte des Großherzogs aus; Ritterhausen äußerte seine Zufriedenheit, daß er also von der persönlichen Gêne eines Besuchs des Herrn verschont bleiben werde — im Grunde seines Herzens wurmte es ihn, daß ihm diese Ehre nicht erwiesen wurde.

Murat hatte aus den Worten Sibyllens geschlossen, daß der Hausherr bettlägerig sei und deshalb sich eines Besuchs im Hause überheben zu können geglaubt. Es machte ihn deshalb betroffen, als der Graf von Epaville sagte:

„Ich sehe drüben einen Mann am Fenster sitzen, der mir ganz das Ansehen des Hausherrn hat und uns mit sehr gerunzelter Stirn betrachtet. Sehr krank scheint er mir aber nicht zu sein!“

Der Großherzog warf einen Blick nach der von seinem Flügeladjutanten angedeuteten Richtung und sah ebenfalls den düsterblickenden Kopf des Hammerbesitzers hinter den Scheiben des Fensters.

„Ist das der Hausherr, Joseph,“ fragte er den in der Nähe stehenden Jäger.

„Ja, Hoheit!“ versetzte dieser.

„Ma foi,“ sagte Murat spöttisch lächelnd, „man scheint hier das Glück unserer Herrschaft nicht sehr lebhaft zu empfinden!“

„Ich glaube,“ nahm Graf Nesselrode das Wort, „Monsieur Ritterhausen steht überhaupt in dem Rufe, etwas wie eine mauvaise tête zu sein!“

„Desto besser,“ bemerkte der Graf Beugnot, „daß Eure Hoheit unsern Freund Epaville der Familie zum Nachbar gegeben haben. Er ist ganz der Mann dazu,

in dieser Sphäre Propaganda für die französische Liebenswürdigkeit zu machen."

„Glauben Sie, Beugnot, daß ihm das hier gelingen wird? Die junge Dame hatte nicht viel Ermuthigendes für ihn."

„Nun, der Ermuthigung bedarf Graf Epaville auch nicht. Ich glaube, er wagt sich auch ohne sie vor."

„Das glaube ich Ihnen; es ist nur die Frage, ob es ihm hier etwas Anderes einbringt, als ein zerkratztes Gesicht und ein blaues Auge," lachte Murat. „Diese junge Dame sah mir beinahe aus, als ob sie einen Dolch im Strumpfband stecken habe wie eine Spanierin!"

„Das könnte man ja untersuchen!" sagte mit seiner hochmüthigen Ruhe der Graf von Epaville."

„Mon cher comte," fiel Nesselrode ein, „wagen Sie sich da nicht zu weit. Nehmen Sie sich vor dem düstern Kopfe da in Acht, der hinter dem Fenster her jetzt eben wieder auf uns schaut."

„Wahrhaftig, er sieht aus wie ein Jettatore," bemerkte Murat.

„Und hat Ihnen so eben nicht die ländliche Schöne prophezeit, daß Sie Unglück in diesem Thale haben würden?" sagte Beugnot.

Der Graf von Epaville zuckte die Achseln. „Was

wäre ein Sieg, der ohne Gefahr und Mühe erlangt werden kann," sagte er.

„Ich wette, Epaville, Sie erleiden hier eine Niederlage!" rief der Großherzog.

„Die Wette gilt. Wenn ich oben in meinem alten Schlosse erst eingerichtet bin, und Hoheit mich dann mit Ihrem Besuche dort beehren, soll die junge Schöne die Honneurs des Hauses machen!"

„Sie wollen sie doch nicht etwa heirathen?" fragte Murat.

„Wie ist mir denn," fiel Beugnot ein, „ich meine, ich hätte gehört, Sie wären verheirathet, Epaville?"

„Er? Verheirathet?" rief der Großherzog überrascht aus.

„Nicht im allermindesten," entgegnete der Graf Antoine mit einem unmerklichen Erröthen. „Sie wissen, Hoheit, Graf Beugnot hat die Leidenschaft, schlechte Späße zu machen."

„Nun, also, um was wetten wir?" fuhr die Hoheit fort. „Um einen schönen incrustirten Dolch von Florentiner Arbeit wider Ihren Türkensäbel, Epaville!"

Der Graf von Epaville erklärte sich einverstanden.

„Meine Minister Beugnot und Nesselrode sind Zeugen und contrasigniren," sagte Murat. —

„Aber nun," setzte er hinzu, „brechen wir auf,

meine Herren. Ich sehe, der Wagen hält am Gartenthor."

Die Herrschaften erhoben sich und schritten dem Gitterthor zu, das neben dem Hause auf den freien Platz vor dem Hammer und auf die Landstraße führte. Als sie durch den Garten gingen, kam Sibylle aus dem Gartensaale, um ihnen das Geleit zu geben. Murat nickte ihr einen Abschied zu, mit einer gewissen kalten Gnädigkeit, als ob er von dem Empfang, der ihm auf dem Hammer geworden, nicht übermäßig befriedigt sei. Der Graf von Epaville machte ihr eine tiefe Verbeugung, welche Sibylle eben so kühl erwiderte, wie Murat die ihrige. Und dann stiegen die Herrschaften in den vierspännigen eleganten Hofwagen, der sie auf die Rheider Burg gebracht hatte, und so rollten sie in die Residenz zurück.

Fünftes Capitel.

Der Graf von Epaville.

In die leeren Gemächer der Rheider Burg war wenigstens etwas Geräusch und Leben zurückgekehrt, seit Antoine von Epaville aus der nahen Hauptstadt ein paar Handwerker herausgeschickt hatte, welche ihm einige Zimmer in bewohnbaren Stand setzten und mit den mitgebrachten Möbeln einrichteten. Er selbst war die beiden ersten Tage den Morgen herausgekommen, um sein neues Besitzthum genau in Augenschein zu nehmen, und Abends in die Stadt zurückgeritten Am Nachmittage des dritten Tages hatte ein Diener ein großes Schreiben von der Burg herab dem Hammerbesitzer überbracht, gesiegelt mit einem großen Wappen im Fürstenmantel und mit einer Herzogskrone darüber. Ritterhausen hatte es erbrochen und während Sibylle

das Couvert an sich nahm und das Siegel aufmerksam betrachtete, las der Hammerbesitzer die Depesche mit einem Gesicht, welches sich in immer düsterere Falten verzog.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Mein Herr!

„Aus den mit meinem neuen Besitzthum mir übergebenen, dazu gehörigen Archivalien und Actenstücken erhellt in unzweifelhafter Weise:

„Daß das in Ihrem Besitz befindliche Hammerwerk nebst allem Zubehör in Folge eines Zeitpachtvertrages mit den frühern Eigenthümern der Rheider Burg von Ihnen inne gehabt wird.

„Sie haben diesen Charakter Ihres Besitzrechtes bestritten und für dasselbe die Natur eines Erbpachtverhältnisses in Anspruch genommen.

„Jedoch ist der über diese Frage mit dem letzten Eigenthümer, dem verstorbenen Herrn von Huckarde, geführte Proceß für Sie in allen Instanzen verloren gegangen.

„Die Rechtsnachfolgerin des Herrn von Huckarde, die pfälzische Domänenverwaltung, hat von diesen gegen Sie erstrittenen Urtheilen keinen Gebrauch gemacht, sondern Sie im Besitz des Hammers gelassen und von Ihnen nach wie vor den alten Pachtzins entgegenge-

nommen — aus Motiven, über welche die Acten nicht Auskunft geben und über die mir kein Urtheil zusteht.

„Darauf gestützt haben Sie dann, als die pfälzische Administration aufhörte, bei der ihr nachfolgenden großherzoglich bergischen Verwaltung die Ablösung Ihres Erbpachtverhältnisses beantragt und die letztgenannte Domänenverwaltung ist ohne gründlichere Untersuchung der Sache hierauf eingegangen, hat Ihre Anträge genehmigt und die Ablösungssumme fixirt, die Sie zu zahlen bereits begonnen haben.

„Ich habe als Rechtsnachfolger der Domänenadministration jedoch sofort wider dies Ablösungsverfahren Protest erhoben, da es auf durchaus falschen Voraussetzungen beruht.

„Indem ich Ihnen dies mittheile, füge ich hinzu, daß ich den lebhaften Wunsch hege, diese Angelegenheit mit Ihnen in friedlicher und summarischer Weise zu ordnen, und wird es mir ein Vergnügen sein, diesen meinen Wunsch Ihnen persönlich zu beweisen, sobald Sie mich besuchen wollen, um über die Erledigung der Sache sich mit mir zu bereden!

„Ich bin, mein Herr, mit großer Achtung
der Graf A. von Epaville."

Der Hammerbesitzer stieß ein paar derbe Flüche aus, nachdem er diesen Brief gelesen und reichte ihn

seiner Tochter. Die Letztere wechselte die Farbe, als sie das Schreiben überflog.

„Die Sache ist mißlich für uns," sagte sie. „Dieser Graf von Epaville ist, fürchte ich, kein guter Mensch und wir werden mit ihm zu keinem Ende kommen, ohne schwere Kosten und große Opfer."

„Die Einladung, zu ihm zu kommen, hat etwas Spöttisches," bemerkte Ritterhausen. „Er weiß ja, daß ich mich nicht bewegen kann! Denkt er am Ende, ich würde Dich senden?"

„Das ist möglich," antwortete Sibylle, „aber dann würde er irren, denn ich würde zu diesem Menschen nicht gehen!"

Ritterhausen schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Es ist für's Erste und bevor ich irgend eine Antwort ertheile, nöthig, mit unserm Advocaten zu reden. Schreibe ihm ein paar Zeilen, um ihn zu uns zu bitten."

Sibylle erhob sich, um den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, und zog sich in ein an den Gartensaal stoßendes Zimmer zurück, ihr kleines Wohnzimmer, wo ihre Blumen, ihre Bücher, ihr Arbeitskorb standen, wohin sie sich flüchtete, wenn sie müde war von der Anstrengung des Tages, von der oft so drückenden Aufgabe, ihren Vater zu unterhalten und zu erheitern. Es war ein hübscher, sauber gehaltener kleiner Raum, an

dessen Wänden zwei Kupferstiche hingen, welche Scenen aus Klopstock's Messias darstellten; unter diesen Bildern stand eines jener altfränkischen und doch so bequemen Schreibpulte, an denen man einen cylinderförmigen Deckel durch einen Zug auf- und zurollen läßt. Sibylle öffnete dieses Möbel und setzte sich davor nieder; aber statt die Feder zu ergreifen, um den Brief an den Advocaten zu schreiben, stützte sie lange das Haupt auf den Arm und schien sich ihren Gedanken hinzugeben. Dann zog sie eine der Schiebladen auf und ein kleines Convolut von Briefen herausnehmend, begann sie langsam zu blättern in diesen zerlesenen, mit einer großen und flüchtigen Handschrift bedeckten Papieren. Mehr und mehr von dieser Lectüre gefesselt, versank sie endlich in ein tiefes Sinnen, die Augen starr auf eine der Seiten heftend.

„In der That, Sibylle," stand auf dieser Seite geschrieben, „es ist eine trostlose Philosophie, aber was hilft es, der Lehrerin, welche uns darin Unterricht ertheilt, zu widersprechen? Sie züchtigt diejenigen, welche nicht hören wollen, mit einer grausamen Ruthe, — sie, die boshafte, sarkastische, unerbittliche Wirklichkeit. Glaube ja nicht, daß ich eine Befriedigung darin fände, wenn ich mich ihren Geboten sklavisch unterwerfe. Daß ich gern und wie lästige Fesseln abwürfe, was die geistige

Atmosphäre, in der wir aufwachsen, an Vorstellungen und Anschauungen und Grundsätzen in uns ernährt. Denkst Du, ich begriffe nicht die ganze Süßigkeit des Glaubens? Die ganze Glückseligkeit der Tugenden, zu denen man uns ermahnt, als ob es nöthig wäre, den Menschen zu etwas zu ermahnen, zu dem er ohnehin schon viel zu viel Neigung hat, zur Sanftmuth, zu der Ergebung und der Hingabe an höhere Mächte, die so liebenswürdig sind, ihn zu leiten und zu bevormunden, seine Klagen und seine Bitten anzuhören, um immer grade so viel davon zu erfüllen, wie ihm nützlich und gut ist! O, es ist eine tröstliche, süße Lehre, dieser christliche Fatalismus und das Leben, das sich mit ihm erfüllt, hat etwas außerordentlich — Bequemes! Es legt sich in die von den rosigen Vorhängen der Mystik umschleierte Wiege des gläubigen Vertrauens; die Schutzengel schaukeln die Wiege und so träumt es sich süß durch's Dasein hin. Frömmigkeit, Treue, Pietät, Wohlthun, Selbstverläugnung um des Nächsten willen, Sanftmuth und Friedfertigkeit, o wie ist all dieser geistige oder moralische Seelensybaritismus so süß, so mit dem Gefühl der Zufriedenheit und innerer Ruhe erfüllend!

„Es ist nur das Eine traurig, daß die Wirklichkeit uns zu bald aus diesen Lotosträumen auferweckt und mit einer Schrift, deren Züge eben so viele bren-

nende Schmerzen sind, uns andere Lehren in's Herz schreibt! Daß sie uns sagt: Dein Loos ist Arbeit, ewige, rastlose Arbeit, bei der Du Alles von Dir abwerfen mußt, was Dich in Deiner Thätigkeit hemmt, wie der arme Schwimmer, der sich mit seiner Arme Anstrengung in den wogenden Fluthen oben erhalten muß und von sich abstreift, was ihn behindert, was seine Glieder fesselt. Verdamme mich nicht, Sibylle! Habe Mitleid mit mir! Ich bin ein solcher Schwimmer, und ich habe die letzte Kraft meiner Glieder, den letzten Odem meiner Brust nöthig, um mir zu helfen durch die Wellen, in welche das Leben mich hineingeschleudert hat. Daß ich Alles, Alles, was von meinem vergangenen Leben auf mir lastet, ab und hinter mich werfe, kannst Du mir deshalb zürnen? Kannst Du mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich die Banden und Fesseln des Gemüths zerreiße, daß ich die Heimath verlasse und daß ich Dich verlasse?

„Gewiß, wirst Du sagen: es ist treulos von Dir; nur ein Mensch ohne Herz und Seele kann so handeln.

„Ich muß Dein Urtheil über mich ergehen lassen. Aber meine Entschlüsse stehen fest. Ich kann nicht anders. Ich will mit meiner Arbeit dem Leben meine Existenz abringen. Zu meiner Existenz gehört die Hoffnung, daß ich das Haus meiner Väter, das Haus

meiner Jugend wiedergewinne und daß Du einst darin an meiner Seite lebst. Um dies zu erreichen, sage ich Dir jetzt Lebewohl, und sage allen den Anschauungen, den Ueberzeugungen, den Verhältnissen Lebewohl, in denen ich aufgewachsen und erzogen bin. Ich werde auf nichts mehr vertrauen wie auf meine Arme. Meine Religion wird sein: Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen; und so ziehe ich aus in die fernste Ferne, zu einem Volke, wo mein Bekenntniß das Bekenntniß der ganzen Staatsgesellschaft ist, zu einem Volke, das täglich größer wird, weil es alle Fesseln des «Gemüths» und der «Treue» abgeworfen hat und — arbeitet!"

Sibylle blickte lange auf diese Zeilen, aus denen ein so leidenschaftlicher Geist sprach, welcher aus einer harten und sein Gemüth tief verwundenden Lebenslage sich nicht anders retten zu können geglaubt hatte, als indem er sich dem extremen Gegensatz dessen in die Arme warf, was die Lebensluft war, in welcher seine Jugend geathmet hatte. Sibyllens Auge trübte sich dabei.

Sie hätte diese Sprache natürlich gefunden, und ohne diese Ueberzeugungen zu theilen, hätte sie sie verziehen, wenn sie mehr Wärme des Herzens darin gefunden. Sie hätte den Entschluß, sich von der Heimath und von ihr selbst, der Geliebten, loszureißen, mit mehr leidenschaftlichem Schmerz verknüpft sehen

mögen, als diese Zeilen aussprachen. Es lag eine kalte, männliche Entschlossenheit darin, die mit einer Bestimmtheit ihren Willen aussprach, welche auf keine vorhergegangenen tiefschmerzlichen, verzweiflungsvollen Kämpfe deutete.

„Und dennoch," sagte sie sich, „müssen diese Schmerzen in seiner Brust getobt haben. Weshalb sonst wäre er von hier gegangen, ohne mir offen seine Entschlüsse mitzutheilen, ohne mir die Hand zum langen Abschiede zu drücken? Er fürchtete, daß ihn dieser Abschied übermannen würde. Er fürchtete, dem Entschlusse, den er mit solcher heroischen Kälte ausspricht, nicht treu bleiben zu können. Nun, Gott wird darüber entscheiden, die Zukunft wird uns das Urtheil sprechen: sie wird zeigen, ob er das Ziel oder ob ich es erringen werde — dasselbe Ziel, welches wir Beide erstreben; er durch seine eigene, ganz auf sich selbst gestellte Kraft, ich, indem ich mich in das Walten der Vorsehung ergebe, auf die Lenkung Gottes hoffe, und treuen Gemüths an Allem festhalte, was er von sich abgeschüttelt hat, treu bis in den Tod auch ihm selber!"

Sibylle faltete sich aufrichtend die Blätter vor ihr wieder zusammen und verbarg sie in der Schieblade ihres Schreibpultes, woraus sie dieselben genommen

hatte. Dann nahm sie die Feder, um den Brief an den Rechtsbeistand ihres Vaters zu schreiben.

„Wäre nur der Vater ohne Schuld bei dieser Angelegenheit," sagte sie dann leise vor sich hin; „so aber ahne ich eine Quelle von Widerwärtigkeiten in dieser Eröffnung unseres neuen Nachbars."

Eine halbe Stunde später verließ sie, von ihrem treuen Milo, der gelben Dogge, begleitet, das Haus, um ihren Spaziergang zu machen. Sie schlug den uns bekannten Weg durch den Garten, über die Brücke an's jenseitige Ufer des Flusses ein und hier schritt sie langsam wandernd den Fußsteig an der Berglehne dahin. Die Sorgen, welche auf ihr lagen, hatten sich vermehrt durch den Gedanken an den Deserteur, welchen sie oben in der Rheider Burg in einem Versteck untergebracht hatte, das sie allein kannte — von jener Zeit her, wo sie als Kind so manche Stunde in der alten Burg zugebracht hatte, die einzige Gespielin des jungen Erben, der jetzt in die Welt gegangen und verschollen war. Sibylle wäre heute so wie an den beiden vorigen Tagen gar zu gern hinaufgegangen, bis in das alte Gebäude hinein, um zu hören, wie ihr Schützling, der plötzlich von einem neuen Einwohner überrascht worden, sich bei Seite gemacht und um von dem alten Claus zu erfahren, ob der Deserteur unbemerkt geblieben.

Aber die natürliche Scheu, mit dem Grafen Antoine zusammen zu treffen, hielt sie ab, sich in den nähern Umkreis der Burg zu wagen. Doch wagte sie heute sich vor bis an die alten Steinpfeiler und schlug hier einen schmalen Fußpfad ein, der zur Linken sich durch's Gebüsch wand und sie nach einer Weile Gehens an den Fuß einer Mauer brachte, welche den verwilderten Burggarten umschloß. An dieser Mauer entlang und um eine Ecke derselben schreitend, gelangte sie endlich an ein kleines, von hier in den Wald führendes Gitterthor; sie wollte durch dasselbe einen Blick in den Garten werfen, ob sie nicht darin den alten Claus bei seinen Kohlpflanzen und Bohnenbeeten erblickte. Das Gitterthor stand offen. Sibylle wagte sich umherschauend einige Schritte in den Garten vor — dann erschrak sie; sie hörte plötzlich einen leichten knirschenden Schritt hinter sich rasch daher kommen.

Als sie sich umwandte, stand der Graf von Epaville vor ihr. Er hatte einen Gang durch den Wald gemacht und zurückkehrend Sibyllens schlanke Gestalt an der Gartenmauer entlang gehend gesehen; desto rascher war er zugeschritten, um sie nicht sich entschlüpfen zu lassen.

„Ah, Demoiselle Ritterhausen," rief er jetzt lebhaft aus, „es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß

Sie sogleich selbst sich zu mir bemüht haben. Sie haben meinen Brief erhalten, und da Ihr Vater, wie er sagt, zu leidend ist, um einen solchen Gang zu machen, sendet er Sie — in der That, er hätte keinen bessern Gesandten abschicken können. Wir werden uns, hoffe ich, auf's Beste verständigen!"

„Ihr Brief, Herr Graf," versetzte Sibylle, die bei dieser Ueberraschung tief erröthet war, „Ihr Brief läßt nicht voraussetzen, daß eine Verständigung so leicht sei — wenigstens ist es mir nicht in den Sinn gekommen, zu glauben, ich könne etwas dazu thun!"

„Kommen Sie denn nicht ..?"

„Nein, ich kam nicht deshalb hierher — ich kam nach dem alten Hausmeister zu sehen, dem ich etwas zu sagen habe."

„Sie wollen dem jungen Hausherrn nicht die Freude gönnen, ihm zu gestehen, daß Sie um seinetwegen kamen und deshalb schieben Sie den alten Hausmeister vor — Ihr Vater wußte recht gut, welchen vortrefflichen Diplomaten er absandte, als er Sie schickte!" antwortete der Graf mit einem Lachen, das eine Ueberhebung und ein Bewußtsein von Ueberlegenheit verrieth, wodurch Sibylle sich in hohem Grade verletzt fühlte.

„Wenn Sie es so auslegen, so kann ich Sie nicht daran hindern," versetzte sie; „ich kann weiter nichts thun, als mich Ihnen empfehlen!"

Und damit machte sie eine Bewegung, als ob sie, an dem Grafen vorüber, dem Gitterthor zuschreiten wolle.

Er stellte sich ihr in den Weg.

„Eigensinniges Mädchen," sagte er — „so bleiben Sie doch und hören Sie mich an. — Sie sind nicht gekommen, um mit mir zu reden, gut, ich verzichte auf die Ehre — aber Sie werden doch erlauben, daß ich um die Ehre bitte, mit Ihnen reden zu dürfen."

„Und was wollen Sie mir sagen, Herr Graf?"

„O gar Vieles — so viel, daß Sie dort in der Laube Platz nehmen müssen, um mit Muße anzuhören, was ich Ihnen mitzutheilen habe."

Und dabei bot er Sibyllen seinen Arm, um sie zu der Laube zu führen, auf welche er gedeutet hatte. Sie schien diese Bewegung zu übersehen, aber sie schritt herzhaft auf die Laube zu und setzte sich an das Ende der Steinbank, welche darin angebracht war; dann rief sie ihrem Hunde, der sich zu ihren Füßen legte.

„Sie haben da einen formidablen Tugendwächter," bemerkte Graf Antoine spöttisch, indem er auf dem andern Ende der Bank Platz nahm.

„Einen treuen und sehr jähzornigen Freund,“ versetzte Sibylle mit einem etwas maliciösen Lächeln. „Und was Sie mir sagen wollten?“

„Was ich Ihnen sagen wollte . . . . nun, zunächst, daß ich das größte Verlangen habe, zu einem freundschaftlichen Vergleiche mit Ihrem Vater zu kommen. Ich sehe sehr wohl ein, daß es unklug und thöricht von mir wäre, meinen ersten Einzug in diese Gegend mit Streitigkeiten und Processen zu beginnen. Ich bin fremd hier und bei allen Verhältnissen, bei allen Einrichtungen und Anordnungen, die ich treffen muß, wäre ich hülflos, wenn ich nicht zu dem guten Rathe und der Erfahrung Derer meine Zuflucht nehmen könnte, welche hier heimisch sind und die Menschen wie die Dinge kennen. Ich habe aber keine andern Nachbarn in diesem stillen Flußthale als Sie, und so bin ich ganz eigentlich auf Ihr freundliches Entgegenkommen angewiesen . . . . ich sage Ihnen das ganz aufrichtig, Demoiselle Ritterhausen, damit Sie sehen, wie wenig es meine Absicht ist, mit Ihnen einen Krieg zu beginnen —“

„Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit, wenn wir leider auch wenig im Stande sein werden, Ihnen eine so vortheilhafte und nützliche Nachbarschaft zu bieten, wie Sie sie bei uns zu finden wünschen, Herr

Graf. Mein Vater ist durch seine Krankheit in hohem Grade verstimmt und unzugänglich; er ist kaum noch zu bewegen, seinen eigenen Angelegenheiten die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken und viel weniger noch geneigt, sich mit denen Fremder zu befassen ....“

„Und Sie, schöne Sibylle?“

„Ich, Herr Graf,“ antwortete Sibylle sehr ernst und trocken, „bin ein junges Mädchen, für das es sich sehr wenig schicken würde, von Geschäften reden und darüber Rath ertheilen zu wollen.“

„O, so entgehen Sie mir nicht,“ fiel lächelnd Graf Antoine ein — „ich weiß sehr wohl, daß Sie die kluge, gewandte und erfahrene Verwalterin des Hammers und aller Angelegenheiten Ihres Vaters, die eigentliche Herrin im Hause sind ....“

Sibylle zuckte die Achseln.

„So hat man Sie sehr falsch berichtet, Herr Graf,“ sagte sie.

„Streiten wir nicht darüber, sondern hören Sie mich weiter an. Sie werden wenigstens so viel von den Angelegenheiten Ihres Vaters wissen, um einzusehen, daß seine Lage eine sehr mißliche wäre, wenn ich einen Rechtsstreit mit ihm begönne. Er hat einen Proceß gegen den ehemaligen Besitzer dieses Guts verloren. Bevor aber dieser Besitzer von diesem er=

strittenen Rechte Gebrauch machen und den Hammer als sein Eigenthum einziehen konnte, ist derselbe, wie man mir erzählt hat, auf eine höchst merkwürdige und geheimnißvolle Weise zu Grunde gegangen. Und dann erhält sich Ihr Vater ganz ruhig in seinem Besitz. Das Gut wird von der Regierung eingezogen, der Hammer aber bleibt Ihrem Vater unter den alten Bedingungen. Wie ist das anders zu erklären, als ... darf ich fortfahren, so offen zu sein, wie ich es bisher war?"

„Ich bitte darum," versetzte Sibylle, deren Züge bei dieser Auseinandersetzung eine bleichere Farbe angenommen hatten, fahren Sie fort, Herr Graf!"

„Es ist nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß Ihr Vater Mittel und Wege gefunden und in Anwendung gebracht hat, um die Herren von der frühern Regierung, deren Berufspflicht es war, gegen ihn einzuschreiten und ihm den Hammer zu nehmen, für diese ihre Pflicht blind zu machen."

„Von Ihrem Standpunkt aus, und bei der Art und Weise, wie man jetzt unser Land verwaltet, Herr Graf, mag Ihnen das, was geschehen ist, nicht anders erklärbar scheinen, als durch Bestechung," antwortete Sibylle lebhaft. „Aber vielleicht würden Sie Ihre für meinen Vater so kränkende Voraussetzung fallen lassen,

wenn Sie die Grundsätze kennten, nach denen man früher dieses Land verwaltet hat; in der guten alten Zeit unserer Kurfürsten, wo man alte langhergebrachte Verhältnisse zu schonen liebte; wo sich die Verwaltung noch als eine Obrigkeit betrachtete, die nicht ohne die höchste Noth hart und störend in die persönliche Lage der Einzelnen eingriff und mehr beflissen war, die Unterthanen bei behaglichem Wohlsein zu lassen, als sie mit der Schärfe des Rechts zu drangsaliren. Heute freilich, wo aus der Obrigkeit fast nur etwas wie eine Maschinerie zum Gelderpressen geworden ist, wäre es nicht denkbar, daß eine Behörde eine Familie in ihrem unvordenklichen Besitze ließe, wenn sie Rechtsmittel in Händen hätte, dieselbe daraus zu vertreiben!"

„Allen Respect vor Ihrem Advocatentalent, Demoiselle Ritterhausen," versetzte lächelnd der Graf; „wir wollen über diesen Punkt nicht streiten, er gehört auch kaum zur Sache. Aber Sie werden mir einräumen, daß es für Ihren Vater äußerst fatal werden müßte, wenn die ganze Angelegenheit vor die Gerichte käme. Also, Sie haben ein Interesse und zwar ein sehr dringendes zum Frieden; und was mich angeht, so habe ich ebenfalls ein solches, das freilich weniger dringend und gebieterisch, aber in hohem Grade von

meinem Verlangen verstärkt ist, mir Anspruch auf Ihre Dankbarkeit und Ihre Freundschaft zu erwerben!"

„Sie waren es doch, der zuerst die Kriegsbotschaft sandte!" fiel Sibylle trockenen Tones ein.

„Verlangen Sie etwa, daß ich schweigen und, ohne ein Wort des Danks zu begehren, Ihnen das beste Stück meines neuen Besitzthums schenken sollte?"

„Geschenkt verlangt mein Vater gewiß nichts, Herr Graf!"

„Also — handeln wir. Ich lasse Ihnen den Hammer. Ich überlasse es Ihrem Vater, eine anständige jährliche Pachtsumme, wie er selbst sie billig findet, zu fixiren. Dagegen verlange ich nichts, als eine recht gute, theilnehmende Nachbarschaft. Sie erlauben mir, mich in allen Angelegenheiten an Sie um Rath, Auskunft und Hülfe zu wenden. Ich komme zu Ihnen als Hausfreund, so oft ich mich mit Ihnen zu besprechen das Bedürfniß fühle. Sie kommen wohl selber zu mir hier herauf, um nachzuschauen, was zu thun und zu arrangiren ist . . . ."

„Man kann freilich nicht günstigere Bedingungen bieten, Herr Graf," fiel Sibylle wieder mit einer gewissen Bitterkeit ein.

„Also — unterschreiben Sie sie!"

„O dazu habe ich keine Vollmacht!"

„So sagen Sie mir wenigstens, daß Sie, was an Ihnen liegt, den Theil der Bedingungen, der Sie betrifft, gern erfüllen!“

„Sie wollen also die Freundschaft eines jungen Mädchens als Bedingung in einen Geschäftscontract aufnehmen?“

„Wenn ich diese Freundschaft als freie Gabe erringen könnte, so wäre sie mir freilich um so theurer.“

„Wenn Sie wirklich daran dachten, mein Herr Graf, so haben Sie in der That einen ganz falschen Weg eingeschlagen, diese Freundschaft zu gewinnen. Sie haben damit begonnen, uns eine Kriegserklärung zu machen. Fechten wir nun den Krieg auf ehrliche Weise aus.“

„Sie hatten eben keine Vollmacht, den Frieden anzunehmen; Vollmacht, den Krieg zu beschließen, haben Sie, scheint es!“

„Ich beschließe ihn nicht, ich spreche nur als eine Thatsache aus, daß er besteht.“

„Ich sehe, Sie sind unerbittlich. Aber Sie handeln unrecht, Demoiselle Sibylle. In meinem Herzen ist nichts von feindlicher Stimmung, nichts von Lust am Kriegführen. Es ist nichts darin, als das brennendste Verlangen, Ihnen zu gefallen, Sie öfter sehen zu können, Ihnen sagen zu dürfen, wie sehr Sie alle meine Gefühle fesseln. — —“

„Das ist eine seltsame Sprache von einem Feinde,“ antwortete Sibylle mit einem Lächeln der Verachtung um ihren schönen Mund.

„Aber wollen Sie denn gar nicht anhören, daß ich nichts weniger bin, als Ihr Feind?“

„O Sie sind es nie mehr, als indem Sie mir diese Betheurungen machen, deren Fortsetzung ich nicht anhören will.“

Sibylle stand auf, um zu gehen.

„Welch' hartnäckiger Eigensinn in einem unbesonnenen jungen Mädchen,“ rief Graf Antoine nun seinerseits gereizt aus. „Wissen Sie denn, was Sie auf's Spiel setzen, indem Sie meine Freundschaft zurückstoßen? Wissen Sie, welche Folgen es für Ihren Vater haben kann, wenn ich mit ihm nach der Strenge des Rechts verfahre? Wenn ich die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sein ganzes Verhältniß zu dem Baron Huckarde lenke, und man dabei in Untersuchungen über die geheimnißvolle Todesart des alten Mannes eingeht? Wissen Sie, welche Folgen das für Herrn Johann Wilderich Ritterhausen haben kann?“

„Was wollen Sie damit andeuten, Herr Graf?“ fragte Sibylle mit todtenbleichem Gesicht und zitternder Lippe.

„Was brauche ich das zu erklären, da ich in

Ihren Zügen lese, daß Sie mich sehr wohl verstanden haben?“ versetzte Antoine mit einem fast höhnischen Lachen.

„In meinen Zügen werden Sie nichts lesen als den Ausdruck der Entrüstung,“ entgegnete Sibylle, wandte sich und ging.

Der Graf von Epaville blickte ihr lange schweigend nach. Dann murmelte er vor sich hin:

„Das war eine Niederlage, mon cher Antoine! Verdammter Eigensinn! Ich habe niemals geglaubt, mit besserm Winde zu fahren und bin nie vollständiger gescheitert! Jetzt heißt es laviren, um wieder in den rechten Cours zu kommen. Der Teufel hole die Wette, in die ich mich eingelassen habe, es wird verzweifelte Mühe kosten, um sie zu gewinnen. Aber es ist auch der Mühe werth — das Mädchen ist bildschön! Und hoffentlich zeigt sich der Papa traitabler, wenn wir nächstens bei diesem alten Sünder die Arbeit beginnen.“

Sechstes Capitel.

Eine dunkle That.

Der Graf von Epaville begab sich nach einer Weile in die Burg zurück. Er schlenderte langsam durch den untern Corridor und die Haupttreppe hinauf, welche in den obern Stock führte. Hier lief ein Gang von derselben Größe wie der untere Corridor, gerade über diesem, an der Seite des Gebäudes entlang, die nach dem Hofe zulag; nach der andern Seite, von wo man die Aussicht in das Flußthal und auf den Rheider Hammer hatte, befanden sich die Wohngemächer; weite, leere Räume, mit Decken, welche von stukaturverzierten Balken getragen wurden, mit Wänden, deren untere Verkleidung aus hohen Lambris von gebohntem Eichenholz bestand, während darüber sich Tapeten mit altmodischen Mustern zeigten, hie und da stückweise von den

Mauern gelöst und niederhangend, an andern Orten durch quadratförmige hellere Stellen den Platz andeutend, den ehemals Bilder oder Spiegel in diesen öden und ausgeräumten Gemächern eingenommen hatten. Es hatte viele Mühe gekostet, den alten Staub und Schmutz, die Spinnegewebe und den Wurmfraß so weit fortzuschaffen und wegzuwaschen, um einige dieser Räume nothdürftig bewohnbar machen zu können. Eine Fuhre mit Möbeln hatte der neue Eigenthümer herüber bringen lassen. Das elegante Geräth, alles neu und glänzend von Politur, alles im neuesten Geschmack à la Josephine, d. h. nach dem übelbegriffenen Muster der römischen Antike, nahm sich freilich merkwürdig genug in dieser verblichenen, altergeschwärzten Umgebung aus.

Es waren hauptsächlich zwei Gemächer, welche Graf Antoine sich hatte so mit den nöthigen Dingen ausstatten lassen, um, wenn ihn der Dienst nicht in die Nähe des Großherzogs berief, für einige Tage die Burg bewohnen und sich dadurch mit allen Verhältnissen seiner neuen Besitzung, die ihm ein großes Interesse abgewonnen zu haben schien, bekannt machen zu können. Diese Gemächer waren die beiden letzten im rechten Theile des Gebäudes, der an den größern der zwei Thürme stieß, von denen wir sagten, daß sie das alte Gebäude flankirten. Sie waren am besten erhalten,

obwohl auch sie melancholisch und trist genug aussahen, und vielleicht nur noch mehr so jetzt, durch den Contrast mit den blanken neuen Möbeln.

Es war heute die erste Nacht, welche Graf Antoine in dem Rheider Schlosse zubringen wollte, denn an den vorhergehenden Tagen war er Abends in die Stadt zurückgeritten. Der Tag war ihm rasch verflossen; er hatte ein paar Arbeiter in den Zimmern beschäftigt, welche die nothwendigsten Verbesserungen vornahmen, hier einem nicht mehr schließenden Schlosse nachhelfen, dort ein Stück des Bewurfes flicken, hier ein nicht mehr praktikables Fenster und dort eine windschief gewordene Thür einrichten mußten. Graf Antoine hatte zugesehen, seine Anweisungen ertheilt, war dann lange draußen gewesen und hatte seinen Hausmeister, den hinkenden Claus Fettzünsler, auf den Feldern umhergeschleppt und sich von ihm über die Aecker, Wiesen und Grundstücke, die zum Hause gehörten, berichten lassen, über ihre Fruchtbarkeit, die Art der Benutzung und ihre Pachterträgnisse.

Dann hatte er die Begegnung mit Sibyllen gehabt. Als er darauf seine Gemächer wiederbetrat, fand er, daß hier bereits der Abend zu dämmern begann. Nach einer Weile zogen deshalb die Arbeiter ab; darauf kam Franz, der Reitknecht, der Graf Antoine

begleitete, um in dem Wohnzimmer Lichter anzuzünden und stieg dann wieder in den untern Stock hinab. Graf Antoine befand sich ganz allein oben in dem weitläuftigen Gebäude, und obwohl er zum Zeitvertreib sich an die Lectüre von allerlei Acten und Papieren machte, die er in dem Winkel einer Kammer auf der Erde liegend gefunden und worin er das Archiv seiner Besitzung entdeckt hatte, so wurde ihm in dieser Oede und Einsamkeit doch, je weiter der Abend vorrückte, desto eigenthümlicher und unheimlicher zu Muthe. Um ihn her herrschte eine beängstigende Stille, die nur unterbrochen wurde durch allerlei leise und unerklärliche Geräusche; bald ein kaum vernehmbares Rieseln, als ob hinter den alten Tapeten Kalk sich abbröckele und niedersinke; bald ein Aechzen, als ob das Holzwerk leise aus dem Leim gehe; bald ein Knarren, — es war gerade so, als ob die vernichtende Zeit, die in den dunklen Räumen brütete, mit hagerem Finger sachte und so unhörbar wie möglich an ihrem zerstörerischen Werke arbeitete. Es schien Graf Antoine beinahe eine Erleichterung, als sich draußen nach und nach ein Wehen des Windes vernehmbar machte, welches die alten Fenster schüttelte, daß die Scheiben in ihren lockeren Bleiumfassungen zu klirren begannen. Es war doch ein erklärbares, ein natürliches Geräusch!

Graf Antoine stand auf, nachdem er eine lange Weile über seinen Acten gesessen hatte und begann in dem Raume auf und ab zu schreiten, den die zwei Wachskerzen auf seinem Tische nur sehr unvollständig beleuchteten.

Sang de Dieu! Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagte er dabei — besonders wenn er keine amüsantere Beschäftigung hat, als diese alten Schuld-klagen und Gefälleregister durchzulesen. Während des Hockens über den alten vergangenen Geschichten ist mir immer gewesen, als müßte ich an meine eigene vergan-gene Geschichte denken, und die Beschäftigung da-mit fehlte mir nur noch, um diesen Abend heiter zu machen!

Graf Antoine begann eine Weise aus der Oper „Le maréchal ferrant“ zu pfeifen, die man damals in Paris bewunderte, und dann sagte er lächelnd für sich hin:

„Es wäre eigentlich, wenn ich einmal sterbe, ein hübscher Wittwensitz für meine theure Henriette, dies alte Castell — in der That für eine trauernde Gattin, die der Welt absterben will, wie geschaffen! Wir könn-ten es ja durch letztwillige Verfügung dazu erheben, zum Witthum der Douarieren von Epaville! Die gute kleine Henriette! Welchen hübschen Stoff würde sie

haben, ihren süßen Gatten zu lästern, wenn ich ihr diesen Streich spielte und sie zwänge, den Rest ihres Lebens in dieser ländlichen Abgeschiedenheit zwischen Eulen und Fledermäusen zuzubringen! — —

Marlborough s'en va-t-en guerre,
Qui sait quand il reviendra — — —

pfiff der Graf dann eine Weile, und nachdem er mit diesem schönen Liede sich eine kleine Viertelstunde vertrieben hatte, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Der Teufel weiß es, mir ist, als sollte ich heute durchaus melancholisch gemacht werden; es kommen mir lauter unnütze, trübselige Gedanken. Man ist doch nicht just graden Weges durchs Leben gegangen, einer flachen Heerstraße nach und auf eine Kirchthurmspitze zu, wie bei einem Jagdrennen. Nein, eine Kirchthurmspitze ist wahrhaftig nicht mein Lebensziel gewesen. Ich habe mich durchgeschlagen, wie es eben ging, um manchen Stein des Anstoßes herum, und manche Wendung habe ich machen müssen; bin bald bergauf und bald bergab gestiegen. Und doch ist's mir eben, als ob ich meine ganze Lebenslaufbahn auf einmal übersehen müßte, wie wenn sie eine schnurgerade Chaussee wäre, daß man zurück bis ans letzte Ende schauen könnte und zahlreich wie die Pappelbäume rechts und links die

dummen Streiche, die man gemacht hat. Das ist eine höchst überflüssige Gedächtnißschärfe. Wer nicht geraden Weges durch's Leben gehen konnte, weil sein Lebenslauf nun einmal vom Schicksal in die Krümme geführt wurde, der sollte auch nicht weiter rückwärts sehen können, als bis an die nächste Ecke, um welche er lavirt ist. Es wäre weit behaglicher. Aber — ma foi — war denn das nicht gerade so, als ob Jemand im andern Zimmer nieste?!

Der Graf nahm ein Licht, schritt damit in das zweite der eingerichteten Gemächer, das er zu seinem Schlafzimmer bestimmt hatte und kam bald nachher daraus zurück.

„Ich werde hier noch lernen, Gespenster zu sehen," sagte er dabei. Trotzdem schritt er durch die entgegengesetzte Thür wieder hinaus und begab sich auf den Corridor. Hier rief er an der nach unten führenden Treppe seinen Reitknecht, der gleich darauf erschien und von seinem Herrn den Befehl erhielt, ihm den Wein und die kalten Speisen heraufzubringen, welche das Nachtmahl des Grafen zu bilden bestimmt waren.

Nachdem Franz, der Reitknecht, sich dieses Auftrags entledigt hatte, und während er seinen Gebieter bei dessen Souper bediente, fragte ihn dieser:

„Wo ist eigentlich dein Nachtquartier? Ich

glaube, in einer Kammer, just unter meinem Schlafzimmer?"

„Nicht doch, Herr Graf," versetzte der Reitknecht, „ich habe mein Bett in einem Entresol-Kämmerchen über dem Pferdestall im Nebenbau aufschlagen lassen."

„Davon weiß ich Nichts!"

„Ich dachte, es sei nicht gut, wenn Niemand in der Nähe der Thiere sei. Man weiß nie, was sie überkommen und ihnen zustoßen kann in der Nacht."

„Für heute mag's so bleiben," versetzte Graf Antoine, nicht ganz befriedigt von dieser Antwort; „morgen wünsche ich Dich in meiner Nähe zu haben. Im Falle ich Dich brauche, werde ich dann auf den Boden klopfen — Klingelzüge giebt es ja hier nicht — Du hättest, nebenbei gesagt, daran denken können, daß so Etwas mit herausgebracht und eingerichtet worden wäre."

Der Graf hatte sein Souper bald beendigt.

„Du kannst die Speisen und Teller forttragen, den Wein läßt Du hier!"

Der Reitknecht that, wie ihm befohlen, und verließ seinen Herrn, welcher jetzt wieder im Zimmer auf- und niederschritt und von Zeit zu Zeit der Flasche zusprach, die auf dem Tische geblieben war. Da der Graf beim Auskleiden keine Bedienung verlangte, so

konnte Franz sich jetzt in seine Gemächer zurückziehen. Aber Franz mochte es entweder dazu noch zu früh halten oder auch den Aufenthalt in dem verfallenen alten Castell unheimlich finden, — er zog vor, sich in die Wohnstube des Hausmeisters Claus zu begeben, wo wenigstens ein lustiges Feuer im Kamine brannte, und Claus Fettzünsler, bei seinen häuslichen Beschäftigungen auf- und abhinkend, zuweilen durch einen trockenen Witz die Stimmung erheiterte.

Dazu kam, daß ihn in dieses Gelaß ein sehr appetitlicher Geruch von schmorendem Speck lockte. Claus bereitete sich sein Abendmahl, bestehend aus einem großen Pfannenkuchen.

Franz schob sich einen Stuhl ans Kamin und betrachtete eine Weile still Fettzünsler's Handthieren mit seinem Küchenapparat. Die Flamme auf dem Heerd gab dazu die einzige Beleuchtung ab; sie erhellte mit ihrem unsteten hin- und herflackernden Scheine die geschwärzten Wände des Raumes höchst unvollständig, und der Hausmeister bildete mit seinem grotesken Kopfe und seiner hinkenden Gestalt in dieser Beleuchtung eine höchst abenteuerliche Figur.

„Es wär' Zeit, daß Ihr einmal Eure Kammer etwas aufputzen ließet, Meister Claus," sagte Franz nach einer Weile. „Die Wände sehen verdammt schwarz aus!"

„Nun, ich hoffe, Euer Herr wird's schon in Ordnung bringen — er scheint ja den Narren gefressen zu haben an der Rheider Burg, und ich denke, wir werden Wunder erleben, was er Alles daraus machen lassen wird. Das Bensberger Schloß wird Nichts dagegen sein — wenn man ihn reden hört!"

„Verlaßt Euch darauf nicht zu viel," antwortete Franz, pfiffig lächelnd.

„Kostet viel Geld, das Bauen und Renoviren," bemerkte Claus mit einem spähenden Blick in seines Gesellschafters Züge."

„Viel Geld, ja, und wir haben eben noch viele andere Manieren, es los zu werden!"

„Nun, wenn es nur da ist!" warf Claus ein.

„Da ist es wohl — es bleibt aber nicht lange!"

„Also da ist es? Man sollt's kaum meinen," warf Claus ein. „Die Rheider Burg liegt ihm doch am Herzen, just so, als ob's sein erstes und einziges Stück Grund und Boden wäre, was jemals sein gewesen!"

„Nun, das mag sich auch wohl so verhalten. Er hätte eigentlich Erbe sein sollen zu dem Lande, welches seinem Onkel, dem Herzog von Anglure, gehört. Es liegt ein gut Stück Weges von hier, hab' ich mir sagen lassen, weiter in's Westfäl'sche hinein. Was nun

aber dazwischen gekommen ist, daraus hab' ich nicht klug werden können; so viel ist gewiß, unser Herr ist mit dem Onkel-Herzog über den Fuß gespannt und mit der Erbschaft ist's nichts. Nun sind da noch Güter im Lüttich'schen oder da herum gelegen, die auch der Familie gehören, mit denen ist unser Graf abgefunden worden. Er hat aber bald so viel Schulden darauf gemacht, daß die Gläubiger sie ihm haben unter Sequester legen lassen, und damit ist's denn jetzt auch nichts mehr. Nun war der Graf ehemals im Dienst bei den Schiffssoldaten oder in der Marine, wie man's nennt; wie er nun wieder so blank gewesen ist, als wie zuvor, hat er verlangt, wieder in den Dienst einzutreten, und bei dem Großadmiral darum petitionirt. Der Großadmiral aber hat groß Gefallen an ihm gefunden und ihn zu seinem Adjutanten gemacht und so sind wir denn hierher gekommen und haben denn auch wieder flott zu leben.

Claus Fettzünsler schien diese Erzählung in einem feinen Gemüthe still zu überlegen, denn er antwortete lange nicht, bis er endlich sagte:

„Es ist curios, wie solche vornehme Herren immer wieder auf die Beine kommen. Unser Herrgott hat offenbar mehr Zeit übrig, für sie zu sorgen, als für geringe Leute! Ist von unser Einem mal

ein Mensch zu Grunde gerichtet, so bleibt er's sein Lebenlang!"

Franz antwortete auf diese moralistische Bemerkung Claus Fettzünsler's nicht; er beobachtete, wie der Hausmeister seinen fertig gewordenen Pfannkuchen in dem hölzernen Deckel, der ihm zum Wenden des schmorenden Gebäcks gedient hatte, auf den Tisch stellte und, nachdem er sich einen Krug mit Bier aus einem Eckschrank geholt, seine Abendmahlzeit begann.

„Meister Claus", sagte Franz, ihm zuschauend, „wenn Ihr diesen ganzen Pfannkuchen verspeisen wollt, so müßt Ihr einen ausgezeichneten Magen haben!"

„Den ganzen Pfannkuchen? Dazu müßte man ja ein Haifisch sein."

„Und wozu backt Ihr Euch denn solch' ein Ungeheuer?"

„Wozu — nun, es ißt schon Einer mit!"

„Einer — wer ist das?"

Claus zeigte ein mysteriöses Lächeln in seinen Zügen.

„Wer ist das! Das ist viel gefragt, Herr Franz! Es essen eben auch andere Leute, als die man sieht."

„Das verstehe ich nicht," sagte Franz.

„Meint Ihr denn, solch ein altes Castell wie dieses hätte nicht seinen rechtschaffenen Hausgeist...."

„Der Pfannkuchen verspeist.“

Claus Fettzünsler lächelte wieder mit seinem ganzen verkniffenen Gesichte.

„Ihr Leute von der andern Rheinseite habt doch alle keinen Glauben und keine Religion!“ sagte er.

Franz schüttelte den Kopf. „Es ist eine curiose Einquartierung,“ erwiderte er. „Wie führt sie sich denn auf, wenn sie keine Verköstigung erhält?“

„Dann rumort sie und wirft mir die Töpfe an den Kopf.“

„Das möcht' ich einmal sehen,“ sagte Franz lachend.

„Es ist eben nicht zu sehen!“

„Auch die geworfenen Töpfe nicht?“

Claus antwortete auf diese skeptische Frage nicht, aber er begann Franz Gespenstergeschichten höchst merkwürdiger Art zu erzählen, welche der Reitknecht mit entschiedenem Unglauben und sehr höhnischen Randglossen aufnahm, ohne doch fort und zu Bette kommen zu können, so lange des Hausmeisters Vorrath an solchen Erzählungen vorhielt. Und Fettzünsler wußte ihrer gar viele, er war nicht umsonst des Lügenschusters Jugendkamerad und des Spielmanns Freund — so kam es, daß es sehr spät wurde, bis Franz seine Ruhestätte über dem Stalle seiner Pflegebefohlenen auf-

suchte, und in directer Verbindung damit stand der Umstand, daß er am andern Morgen sehr spät erwachte.

Franz erhob sich dafür um desto rascher, und nachdem er einen Blick in den Stall auf seine Pferde geworfen, die ihm ungeduldig entgegenwieherten, eilte er hinauf in die Zimmer seines Herrn zu kommen, da er befürchtete, wegen seiner Versäumniß gescholten zu werden.

Zu seiner Ueberraschung fand er, als er das Wohngemach betrat, sowohl die äußere Thür, wie die, welche in das Schlafzimmer des Grafen führte, offenstehend, seinen Herrn aber trotzdem noch schlafend. So wenigstens schien es Franz bei seinem ersten Eintreten und nach einem Blick durch die Schlafkammerthüre. Der Graf lag jedoch nicht in, sondern auf dem Bette, als ob er aufgestanden wäre und sich dann rücklings wieder auf das Lager geworfen hätte — seine nackten Füße hingen herab und berührten den vor dem Bette ausgebreiteten Teppich.

Franz trat jetzt über die Schwelle des Schlafgemachs und zugleich stieß er einen leisen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus — er fand Alles ringsumher in einer seltsamen Unordnung. Mehrere Kleidungsstücke seines Herrn lagen auf dem Boden um-

hergestreut; der Stuhl, der vor dem Bette gestanden, war umgeworfen; ein silberner Leuchter lag in eine Ecke des Zimmers gerollt, eine tiefniedergebrannte Wachskerze auf dem Teppich vor dem Bett — und während Franz im Nu diese beängstigenden Beobachtungen machte, beharrte sein Gebieter in einer Regungslosigkeit, die etwas Entsetzliches hatte. Der Reitknecht trat einen Schritt näher, er trat dicht an das Bett, er erzitterte an allen Gliedern — er rief plötzlich, wie seiner Angst Luft zu machen, laut, ganz überlaut:

„Herr Graf — Herr Graf — —!“

Aber der Graf von Epaville antwortete und rührte sich nicht und als der Reitknecht nach seinem rechten Arme griff, fühlte er durch das Hemde hindurch die starre Eiseskälte einer Leiche.

Franz gehorchte dem ersten Impulse, welcher ihn bei dieser schaurigen Entdeckung überkam. Er wandte sich und floh. Er stürzte durch das Wohnzimmer, durch die vordern leeren Räume, auf den Gang, die Treppe hinunter, in das Zimmer des Hausmeisters.

Claus hatte sich eben erst erhoben und war damit beschäftigt, seine alte Manchesterjacke überzuziehen, als Franz mit dem Rufe über seine Schwelle stürzte:

„Um Gottes Willen, Hausmeister, kommt einmal herauf — der Graf ist todt!“

„Alle vierzehn Nothhelfer stehen uns bei!“ stammelte Claus bis in's Mark erschrocken. „Was ist ihm denn passirt!“

„Kommt, kommt mit herauf und seht es selber,“ versetzte der Reitknecht, der sich an den Thürpfosten hielt, als wenn seine Knie ihn nicht mehr trügen.

Claus eilte trotz seines Hinkens mit einer wunderbaren Schnelligkeit, in großen Sätzen hüpfend an ihm vorüber und über den Corridor der Treppe zu. Franz hatte Mühe, neben ihm zu bleiben. So kamen sie in das Schlafzimmer, wo Claus sich keuchend und athemlos über die Leiche beugte und die Hand auf das schwarze Hauptthaar des Grafen legend, den abgewandten Kopf desselben zu sich herumdrehte.

„Ganz blauschwarz im Gesicht!“ sagte er entsetzt. „Der ist erdrosselt!“

„Aber da ist auch Blut, ach, du lieber Gott, eine ganze Lache Blut,“ rief Franz jetzt aus, indem er auf den Theil des Hemdes und des Plumeaus deutete, die unter der Leiche, an deren linker Seite lagen — die Leiche lag auf der Seite des Herzens und hatte eine tiefe Wunde an dieser Seite der Brust.“

Die beiden Männer standen eine Weile sprachlos sich anstarrend.

„Wer hat das gethan?!“ rief Claus nach einer Pause aus.

„Wer hat das gethan?!“ wiederholte der todtenbleiche Reitknecht.

„Das ist eine üble Geschichte,“ stammelte Claus, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — eine üble Geschichte für uns Beide! —“

„Wir sind unschuldig.“

„Unschuldig — aber wenn man Einen von uns in Verdacht zieht?“

„Das verhüte Gott! Lieber nehm' ich Reißaus!“

„Dann seid Ihr erst recht verloren!“

„Was sollen wir thun?“ jammerte Franz.

„Was wir thun müssen. Sattelt Ihr das beste von Euren Pferden und zeigt es in Düsseldorf an. Ich laufe derweile hinab, in's nächste Dorf, zu unserm Maire. Ist etwas gestohlen?“ fuhr Claus fort, sich umschauend.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Franz, der Richtung seiner Blicke folgend. „Da hängt die goldene Uhr über dem Kopfkissen. „Und hier,“ fuhr er fort, ein Kleidungsstück vom Boden aufnehmend und die Taschen desselben untersuchend — „hier ist seine Brieftasche und sein Geldbeutel“ . . .

„Also ein Räuber ist's nicht gewesen!“

„Nein, ein Räuber nicht.“

„Desto besser für uns,“ rief Claus aus. „Nun legt den Rock wieder hin, just so, wie er lag — die Herren vom Gericht wollen Alles unberührt wissen, wie es liegt und steht — machen wir uns auf den Weg.“

Beide verließen das Schlafzimmer und eilten, unten im Corridor angekommen, auseinander, der Hausmeister in seine Stube, um die Schlüssel zu holen, womit er während seiner Abwesenheit die Hausthür absperren wollte, der Reitknecht, um zu den Pferden zu kommen und seinem Gaul den Sattel überzuwerfen.

Wenige Minuten nachher sprengte Franz im gestreckten Galop den Weg in die Hauptstadt dahin. Er erreichte sie in kaum einer Stunde Zeit. Vor dem Schlosse warf er die Zügel einem Soldaten der Wache zu, eilte in's Innere und stürmte trotz Portier und Lakaien bis in die Vorzimmer des Großherzogs. Hier machte Franz mit seiner Schreckenskunde einen solchen Lärm, daß einer von Murat's diensthuenden Adjutanten ihn sofort und ohne Anmeldung in das Cabinet führte, wo der Großherzog eben frühstückte, während Graf Beugnot ihm gegenüber saß, um ihm möglichst kurz und möglichst kurzweilig allerlei an und für sich sehr trockene Geschäftsvorträge zu halten.

Der Adjutant entschuldigte in raschen Worten die

Unterbrechung, Murat sprang im höchsten Grade überrascht auf, ließ Franz vortreten und überstürzte den Reitknecht mit einer solchen Menge Fragen, daß dieser kaum hinreichenden Athem und hinreichende Zungengeläufigkeit fand, auf Alles zu antworten.

„Mille tonnerres!“ rief der Großherzog dann aus, „ich habe geglaubt, hier in einem Lande von lauter frommen Schafen zu sein, die sich wenig darum kümmern, ob die Hunde, welche sie hüten, deutsch oder französisch bellen. Dies sieht anders aus! Man weiß, wie nahe mir Epaville stand. Man ermordet ihn, sobald er sich außerhalb des schützenden Bereiches des Hofes wagt!“

„Hoheit,“ fiel Graf Beugnot kopfschüttelnd ein, „ich ahne unter diesem mysteriösen Verbrechen etwas Anderes, als politische Beweggründe . . .“

„Und was ahnen Sie, Beugnot?“

„Es sind, wie ich unlängst vernommen habe, bereits früher unaufgehellt gebliebene Dinge dort vorgefallen. Aber ich glaube, es wäre zweckmäßig, Ew. Hoheit geruhten, zuerst diesen Mann zu entfernen und dann den Grafen Nesselrode herzubescheiden . . . .“

„Sie haben Recht,“ fiel Murat ein, und sich zu dem Adjutanten wendend, fuhr er fort:

„Ich wünsche Nesselrode zu sprechen. Lassen Sie den Reitknecht bewachen!“

Franz mußte auf einen Wink des Adjutanten diesem folgen und wurde von ihm im Vorzimmer einer Ordonnanz übergeben, die den Befehl erhielt, ihn auf die Schloßwache zu führen, wo man ihm erlaubte, die wachhabende Truppenabtheilung mit seiner Geschichte zu unterhalten, aber nicht, sich aus dem Bereich der Wachstube zu entfernen.

Zwei Stunden später jedoch wurde Franz aus seiner Haft bereits wieder erlöst. Er erhielt den Befehl, den Großherzog zu begleiten, der sich eben zu Pferde setzen wollte, um, begleitet von Beugnot und einem vertrauten Beamten der Polizei, sich selbst an den Ort des Verbrechens zu begeben.

Siebentes Capitel.

Der Hammer erhält einen neuen Gast.

Die Nachricht von dem, was auf der Rheider Burg vorgefallen, konnte nicht anders als sich mit größter Schnelligkeit in der Gegend verbreiten und nach dem Hammer war sie bereits längst vor Mittag gelangt. Welchen Eindruck sie hier machte, brauchen wir nicht zu schildern. Ritterhausen sprach sofort einen Verdacht gegen den unschuldigen Franz, den Reitknecht aus, als den, der allein die Nacht mit seinem unglücklichen Gebieter in der Burg zugebracht. — Denn auf den alten hinkenden Claus konnte kein Verdacht fallen. Völlig wie niedergeschmettert zeigte sich jedoch Sibylle; ihr erster Gedanke war natürlich der an den Deserteur, dem sie in der Rheider Burg ein Versteck angewiesen hatte — und so empfand sie gleich im ersten Augen=

blick etwas wie einen Aufschrei des sich schuldig fühlenden Gewissens in sich. Sie war todtenbleich geworden bei der Nachricht, sie hatte nur mühsam sich soweit beherrscht, um mit anscheinender Gemüthsruhe an dem Hin- und Herreden, was darauf folgte, Theil zu nehmen — dann hatte sie sich entfernt und, unfähig, ihre Unruhe zu bezähmen, war sie, ohne Jemandem davon zu sagen, fortgeeilt, über den Fluß, die Bergwand zum Schlosse hinan. Sie wollte versuchen, den Hausmeister zu finden, von ihm zu erfahren, ob der Deserteur sich in der That noch während der letzten Nacht im Schlosse aufgehalten habe, und ob, was dann allerdings das Wahrscheinlichste, Claus auch glaubte, daß er der Thäter sei.

Aber als Sibylle oben angekommen war, fand sie auf dem Raume vor der Rückseite des Gebäudes mehrere Neugierige versammelt, Menschen aus der nächsten Umgegend, die, auf den benachbarten Feldern arbeitend, bei der Nachricht von dem, was sich in der Rheider Burg ereignet, herbeigekommen waren. Der Eingang in das Gebäude durch den Thurm auf der rechten Seite des Hauses, derselbe, wodurch Sibylle unlängst den Deserteur hineingeführt hatte, war von innen verriegelt. Von den Leuten vernahm Sibylle, daß im Innern des Schlosses bereits Gerichtspersonen, der Friedensrichter

des Cantons, der Maire eingetroffen seien, und daß sie den Hausmeister im Verhöre hätten.

Sibylle beschloß deshalb unverrichteter Sache heimzukehren. In ihrem Schuldbewußtsein war es ihr, als ob es auffallen müsse, wenn sie von den untersuchenden Herren heute hier erblickt würde; und so ging sie denn so eilenden Schrittes wie sie gekommen, zurück, mit dem Vorsatz, einen ihrer Hammerarbeiter, einen gewandten und zuverlässigen Menschen in ihr Geheimniß zu ziehen und ihm den Auftrag zu geben, sich unter die neugierigen Gaffer vor der Burg zu mischen und zu harren, bis er eine Gelegenheit wahrnehme, den Hausmeister zu sprechen und ihn nach dem Deserteur zu fragen.

Als sie auf dem Hammer angekommen war, ließ sie den Menschen herausrufen.

Der rußige Cyklope, ein breitschulteriger Mensch von riesiger Gestalt, hörte Sibyllens Mittheilung mit großer Spannung an und versprach ihr sodann, sein Bestes zu thun, um ihren Wunsch zu erfüllen.

Im Wohnzimmer Ritterhausen's war eben das Mittagsmahl, von dem Sibylle sehr wenig berührt hatte, abgetragen, als die Kunde kam, daß der Großherzog selber auf der Rheider Burg eingetroffen sei, und ein paar Stunden später kamen zwei Fremde auf den Hammer, von denen der Eine den Besitzer zu

sprechen verlangte, während der Andere in der Küche zurückblieb. Der, welcher bei Ritterhausen eingeführt wurde, war ein kleiner schmächtiger Mann mit einem fahlen farblosen Gesicht, das von einem ergrauten Backenbart umrahmt war, während eine braune Atzel den Rest seines Haupthaares bedeckte. Er trug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und eine goldene Brille — die ganze Erscheinung kündigte den Beamten an, der den größten Theil seines Lebens über Acten versessen. Seine Bewegungen hatten etwas eigenthümlich Phlegmatisches, Ruhiges, sein ganzes Wesen etwas Apathisches, das sich auch in seiner Art zu reden ausdrückte.

„Herr Ritterhausen," sagte er in einem Dialekt, der den Elsaßer verrieth, „ich komme, Sie mit einer unbescheidenen Bitte zu belästigen. Allein der Dienst zwingt mich dazu. Was soll man da machen! Ich habe das Unglück, ein Polizeibeamter zu sein — nebenbei gesagt die miserabelste und geschorenste Art, sein Brod zu verdienen, welche es geben kann."

„Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, mein Herr," unterbrach ihn Ritterhausen, „holen Sie sich einen Stuhl herbei, denn ich selbst kann es leider nicht, wie Sie sehen — dann wollen wir davon reden, wie ich der Polizei zu Diensten sein kann."

Der Fremde setzte sich, wie es schien sehr ermüdet und sich ausstreckend Ritterhausen gegenüber, und fuhr fort:

„Der Großherzog hat mich heute zu sich rufen lassen, um ihn zu begleiten, und oben auf der alten Burg dort hat er die Gnade gehabt, mich mit der genauen Untersuchung des Ereignisses zu beauftragen, welches daselbst in der verflossenen Nacht vorgefallen ist. Ein sehr angenehmes Commissorium! Aber was soll man da machen! Nebenbei gesagt, ich glaube gar nicht an einen Mord. Die ganze Geschichte macht mir den Eindruck, als wenn der gute Mann, der Graf von Epaville, sich selber in die andere Welt befördert hätte . . . ."

„Sich selber?" fragte Ritterhausen. „Aber weshalb, um Gottes willen . . ."

„Nun, wir von der Polizei erfahren so Mancherlei, und was den Grafen angeht, so würde sich meine Ansicht aus unsern Cartons vielleicht gründlicher rechtfertigen lassen, als man gerade ahnt und voraussetzt!"

„Ja, dann freilich," rief der Hammerbesitzer sehr lebhaft aus. „Es ist auch in aller Welt nicht zu erklären, wer den Mord begangen haben sollte, bei dem es doch offenbar nicht auf einen Raub ankam. Feinde

hat sich doch der Graf in den wenigen Tagen seines Hierseins noch nicht gemacht, und wenn auf den Reitknecht, der bei ihm war, nicht vielleicht ein Verdacht fällt ...."

„Der Reitknecht," fiel den Polizeibeamte gähnend ein, „ist eine harmlose treue Seele!"

„Nun, dann bin ich ebenfalls sehr versucht, an einen Selbstmord zu glauben," rief Ritterhausen laut aus.

„Nicht wahr?" sagte der Beamte mit einem langsamen, etwas lauernden Blick über seine goldene Brille fort, den aber der Hammerbesitzer bei der Aufregung, in welche ihn der Gegenstand des Gesprächs versetzte, gar nicht bemerkte.

„Gewiß," fuhr der Letztere fort, es käme nur darauf an, festzustellen, ob die Wunde, welche man an der Leiche gefunden hat, eine solche ist, wie man sie sich selbst beibringen kann. Ein Messer- oder Dolchstich in die Brust — davon redet man ja — scheint mir ganz der Art zu sein."

„Freilich — aber nebenbei deuten auch Spuren auf eine Erdrosselung hin, die zu dem allein schon letalen Messerstich hinzugekommen."

„Ein blaues Gesicht ..."

„Und geschwollen ..."

„Kann dies nicht auch natürliche Folge des Todes-

kampfes sein?" fuhr Ritterhausen in derselben Lebhaftigkeit wie bisher fort.

„Nun," antwortete der Beamte langsam und kühl, „wir werden ja den ausführlichen Bericht der Aerzte erhalten."

„Unterdeß," bemerkte Ritterhausen, „bitte ich um Ihre nähere Erklärung, worin oder womit ich Ihnen zu Diensten sein kann."

„Ja, sehen Sie, mein Herr Ritterhausen," versetzte der Beamte, „die Sache ist die. Ich habe den Befehl, zur thätigsten Untersuchung der Angelegenheit an Ort und Stelle zu bleiben. An Ort und Stelle, das ist leicht gesagt! Aber wo soll ich essen, trinken und schlafen? Auf der alten Burg etwa? Soll ich mich diese Nacht in das Bett des Ermordeten legen? Gott stehe mir bei! Was ist da nun zu machen? Ihr Haus ist das nächste. Ich bin gezwungen, Ihre Gastlichkeit in Anspruch zu nehmen. Es ist zwar sehr dreist von mir. Ich fühle es sehr wohl, wie unbescheiden meine Bitte ist. Eine Einquartierung, die nicht einmal ein Billet vorzuweisen hat!"

„O," fiel Ritterhausen ein, „machen Sie nicht so viel Entschuldigungen, mein Herr. Betrachten Sie mein Haus ganz als das Ihrige. Es wird mir zum Vergnügen gereichen, Sie möglichst lange bei mir zu sehen."

„Hoffentlich nur auf ein paar Nächte werde ich beschwerlich fallen, versetzte der Beamte. Ich bin ein sehr anspruchsloser Mensch, und für eine kleine Stube, nebst irgend einem Dachkämmerchen für meinen Schreiber, der draußen in der Küche sitzt, werde ich Ihnen zeitlebens verpflichtet sein! Es sind eben außerordentliche Vorkommnisse, welche eine so außerordentliche Zumuthung entschuldigen müssen ..."

Ritterhausen klingelte, und als eine Dienerin eintrat, gab er dieser den Befehl, sofort das Fremdenzimmer herzurichten und Erfrischungen zu bringen.

„Ich bitte nur ja, daß Sie sich, ohne sich zu geniren, hier einrichten," sagte er dann zu dem Beamten; „wie Sie sehen, bin ich ein kranker, von der Welt verlassener und einsamer Mann; was kann mir erwünschter sein, als ein Gast, und dazu," fügte er lächelnd bei, „einer von den Herren aus der Stadt, vom Hofe, die am meisten zur Unterhaltung eines von der Welt abgeschnittenen Menschen beitragen können."

„Nun, ich bin nicht gerade «vom Hofe»," antwortete der Beamte; „ich heiße Ermanns und bin nichts als ein einfacher Employé, — und ich hoffe, wie gesagt, daß ich nur sehr kurze Zeit werde lästig zu fallen brauchen! Denn was diese Untersuchung angeht, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich eigentlich gar

nicht weiß, was da viel zu untersuchen ist. Wir haben den Hausmeister vernommen — man braucht diesen Menschen nur einmal zu sehen und zu hören, um überzeugt zu sein, daß auf ihn kein Verdacht fallen kann. Dasselbe ist mit dem Reitknecht der Fall. Es ist ein Mensch, der schon seit zwei oder drei Jahren im Dienste des Grafen war. Er hat einen guten Lohn bekommen, ist vom Grafen gut behandelt worden, ja, hat dessen besondere Gunst genossen, wie schon daraus hervorgeht, daß der Graf ihn ausgewählt hat, seinen Begleiter hierher zu machen und seine einzige Bedienung zu bilden. Auch liest man die deutlichsten Spuren des Schreckens und aufrichtigen Bedauerns im ganzen Wesen und der ganzen Haltung des Menschen. Nun ist aber dieser Reitknecht der Einzige, der die That verübt haben könnte. Die Hausthüren der Rheider Burg wurden, so hat der Hausmeister eidlich ausgesagt, von Letzterm selber am gestrigen Abende verschlossen; der Reitknecht war der Einzige, welcher wieder in die Burg konnte; denn bevor er hinausgegangen, um sich im Nebengebäude, in einer Kammer über dem Pferdestall, zur Ruhe zu begeben, hat er sich einen Schlüssel zur vordern Hausthür geben lassen, um am Morgen in der Frühe zu seinem Herrn kommen zu können und nicht von des Hausmeisters längerm oder kürzerm Schlaf

abhängig zu sein. Den Reitknecht aber, sagen wir, trifft kein Verdacht; irgend eine Spur, daß ein Dritter durch Fenster oder Thüren eingedrungen, ist nicht aufzufinden. Geraubt ist nicht das Mindeste. Wer also, um's Himmels Willen, sollte der Thäter sein, wenn nicht der Graf selber! Was ist da nun zu machen? Ich weiß in der That nicht, was ich noch lange untersuchen soll! Die nöthigsten Vernehmungen sind bereits geschehen; ich denke, um zu zeigen, daß man nicht gleichgültig gegen die Sache ist, läßt man eine Belohnung von tausend Francs für Jeden, der etwas Erhebliches und die Untersuchung Förderndes beibringen kann, ausschreiben. Vielleicht fällt aber auch der Bericht der Aerzte so aus, daß nicht einmal dies nöthig ist."

Während der Beamte so sprach und dabei sich jetzt sehr gemüthlich auf dem Canapé placirte, um den Erfrischungen zuzusprechen, die eben von der Dienerin auf den runden davor stehenden Tisch aufgetragen wurden, hatte Ritterhausen mit etwas wie einem spöttischen Lächeln zugehört. Dies verschwand jedoch, als Monsieur Ermanns die Bemerkung machte:

„Das alte Schloß dort oben — nebenbei gesagt, es macht sich recht stattlich und malerisch, hier von Ihren Fenstern aus betrachtet — ist ein unheimliches altes Castell. Der frühere Besitzer, hat man mir ge-

sagt, ist ja ebenfalls auf eine räthselhafte Weise um's Leben gekommen. Ist dem so? Erzählen Sie mir doch davon. Ich bin ein großer Liebhaber von dergleichen alten Geschichten. Ich finde sie viel amüsanter, als die sentimentalen Rittergeschichten und Sagen, die man bei uns im Elsaß — ich bin aus dem Elsaß gebürtig — von jedem alten Schutt- und Steinhaufen auf den Bergen sich erzählt; es ist das albernes Spinnstubengewäsche; Märchen von Heiligen, Legenden und Wunder, welche die faulen Bäuche, die Mönche, in ihren Klöstern erfunden haben, weil sie nichts Anderes zu thun hatten. Kein Mensch kann sich daran ergötzen, wenn er nicht einen Köhlerglauben hat. Aber Geschichten aus der neuern Zeit, wo man weiß, die Sache ist wahr, wo man es mit richtigen Leuten zu thun hat, nicht mit Feen oder verrückten Kobolden, die höre ich gern. Besonders Mordgeschichten. Sie nicht auch?"

„Sie haben Recht," erwiderte Ritterhausen ein wenig gedehnt; „ich bitte, unterlassen Sie jedoch nicht, sich von dem Weine einzuschenken, der vor Ihnen steht. Sie werden ihn gut finden."

„Ganz vortrefflich," sagte der Beamte, sich einschenkend und ein Glas auf einen Zug leerend, und dann wieder sich einschenkend; „darf ich Ihnen nicht auch dorthin zu Ihrem Sorgenstuhl ein Glas bringen?"

„Ich danke, der Wein ist mir untersagt!“ versetzte der Hammerbesitzer.

„Da sind Sie zu bedauern,“ meinte Monsieur Ermanns. „Wenn ich mich den Morgen mit meinen Acten herumgeschlagen habe, und endlich die Stunde da ist, wo wir schließen, so daß man: Gottlob! ausruft und die ekelhaften Schmieralien unter den Tisch werfen kann, dann habe ich das dringende Bedürfniß, mich mit einem Glase Wein zu erfrischen. Aber ich trinke nie viel. Höchstens zwei Flaschen täglich. Leider habe ich solchen, wie den Ihrigen, nicht in meinem Keller. Dazu reicht unser jämmerliches Gehalt nicht. Sie glauben nicht, wie erbärmlich schlecht wir armen Employé's gestellt sind! Wenn man uns zweitausend Francs giebt, so glaubt man Wunders, was man für uns gethan hat, und stellt Anforderungen an unsere Arbeitskraft, welche wahrhaft lächerlich sind! Man verschwendet das Geld an das Militär und für uns bleibt nichts übrig; die Civilverwaltung kann hungern.“

„Das ist nun einmal überall die Klage,“ fiel Ritterhausen eifrig zustimmend ein. „Ich fürchte auch, daß unsere Staaten sammt und sonders an dieser unverständigen Politik zu Grunde gehn. Was ist unsere ganze Cultur, unsere christliche Civilisation werth, wenn die Enderrungenschaft derselben nicht ein friedliches Zu-

sammenleben der Völker ist. Unsere Regierungen aber richten den Staat ein, als wäre der Kriegszustand das Bleibende, die Regel in der Welt, und der Frieden die Ausnahme. Sie verwenden alle Kräfte der Länder auf Kanonen, Musketen, Pferde und Kriegsknechte. Nun wahrhaftig, dann sind wir ja weiter nichts als Türken, die nach dem Koran nie Frieden, sondern nur Waffenstillstand schließen dürfen — wozu ist dann das Christenthum und die Bildung da!"

„Ganz meine Meinung," sagte Monsieur Ermanns; „aber nun bitte ich, erzählen Sie mir doch die Geschichte von dem alten Herrn, der in der Rheider Burg umgekommen ist!"

„Nun," begann Ritterhausen, auf dessen Gesichte man deutliche Spuren wahrnahm, wie wenig bereitwillig er war, auf diese Angelegenheit einzugehen — „der alte Herr von Huckarde war in sehr üblen Verhältnissen.

„Schulden?"

„Er hatte sehr viele Schulden."

„Da sind Sie auch wohl mit einigen Pöstchen zu kurz gekommen?" fragte mit dem harmlosesten Tone von der Welt und gleich als ob er den Hammerbesitzer damit aufziehen wolle, Monsieur Ermanns.

„Ich — o nicht bedeutend! Ich hatte allerdings

eine Forderung. Doch habe ich auch später aus dem Nachlaß eine Zahlung erhalten."

„Es würde mich auch Wunder nehmen," fiel der Employé ein, „wenn Sie nicht hätten einiges Blut lassen müssen. Diese Herren Cidevants in der guten alten Zeit waren im Geldborgen bei ihren wohlhabenden Nachbarn nicht blöde. Sie waren dann höchst herablassend gegen den ersten besten Roturier, wenn er nur Mosen hatte und die Propheten."

„Ich stand nicht auf gutem Fuße mit dem alten Herrn. Wir führten einen Proceß mit einander."

„Den er verlor — oder gewann?"

„Gewann!" sagte Ritterhausen.

„Und doch verloren Sie einen Posten an ihn?" fragte Monsieur Ermanns in seiner unbefangenen Harmlosigkeit und sein Glas zum Munde führend weiter.

„Es war eine Summe, die er ursprünglich einem Andern schuldete und welche mir übertragen worden war."

„Ach, ich verstehe," lachte der Employé — Sie hatten sie sich übertragen lassen, um ihm damit ein Paroli zu bieten, wenn er über seinen gewonnenen Proceß zu laut triumphiren würde!"

„Nicht doch," erwiderte Ritterhausen, sein Gesicht abwendend; „ich hatte mir die Forderung von einem

Freunde, der auf der Stelle Geld bedurfte, aufschwätzen lassen."

„Nun und dann?"

„Dann starb der alte Huckarde und ich habe für meine Forderung erst lange nachher von der bergischen Domänenkammer eine theilweise Zahlung erhalten."

„Forderten Sie denn die Summe nicht schon von dem alten Schuldenmacher selber ein?"

„Das wohl — er konnte aber eben nicht zahlen."

„Und gewiß war er ganz unverschämt ruhig und gleichgültig dabei, als er Ihnen erklärte, Sie würden von ihm nicht das Mindeste erhalten? Diese alten Junker von ehemals hatten einen neidenswerthen Gleichmuth, wenn sie die Leute prellten!"

Ritterhausen's Gesicht hatte sich immer mehr verdüstert bei den Erinnerungen, in welche die Fragen des Employés ihn versetzten. Doch waren die Ansichten, welche dieser Mann äußerte, im Ganzen so übereinstimmend mit den seinigen, daß er keinen Grund fand, sich nicht auszusprechen; im Gegentheil, er fand eine gewisse Genugthuung und Befriedigung darin, mit einem Fremden, der im Allgemeinen dachte wie er selbst, einmal über Dinge zu sprechen, welche auf seiner Seele lasteten und von denen er mit Bekannten niemals redete.

„So unverschämt ruhig war der alte Huckarde nun doch nicht," versetzte Ritterhausen darum auf des Employe's letzte Frage. „Im Gegentheil, er war sehr betroffen. In Folge seines gewonnenen Processes glaubte er das Recht zu haben, mir die Pachtung dieses Hammers zu nehmen. Ich ging zu ihm, um ihm begreiflich zu machen, daß es nicht politisch von ihm gehandelt sein würde, nach der ganzen Strenge des Rechts gegen mich zu verfahren, weil ich alsdann auch mein Recht gegen ihn würde zu verfolgen wissen."

„Sie hätten ihn wegen Ihrer Forderung eingeklagt und executiren lassen," fiel Monsieur Ermanns spöttisch lachend ein. „Sehr gut das — die Geschichte gefällt mir; ich hätte es gerade so gemacht — wahrhaftig! Er hütete sich doch jetzt, mit Ihnen weiter anzubinden?"

„Jeder andere Mann hätte zurückgehalten — aber dieser Huckarde war ein Mensch voll all der Vorurtheile seines Standes. Er erklärte mir, er müsse mir die Pachtung des Hammers dennoch nehmen, denn daß er es thun werde, das habe er seit langem schon auf seine Ehre versichert, Jedem, der es hören wollte; seine — Ehre dulde es nun nicht anders!"

„Sieh, sieh, sieh! Kann man auf verrücktere Weise sich betragen! Es war ein unverbesserliches Geschlecht,

diese Menschen. Er wollte also darauf bestehen, Sie von Ihrer Hammerpachtung zu vertreiben? Welche abscheuliche Inhumanität! Sie hatten gewiß ganz außerordentlich viel in die Besitzung gesteckt, sie verbessert, vergrößert — und trotz dem wollte der unsinnige Tyrann sie Ihnen nehmen?"

„Meine Voreltern haben den Hammer seit undenklichen Zeiten inne gehabt. Wir haben ihn nicht allein verbessert und vergrößert, sondern wir haben ihn, darf ich sagen, eigentlich erst geschaffen und gebaut. Vor hundert Jahren mag es ein winziges Ding, eine jämmerliche Anlage gewesen sein!"

„Aber was geschah dann?" fragte Ermanns.

„Der Alte starb eben."

„Der Teufel holte ihn! Nun, das war das Beste für Sie! denn nun hielten Sie den Hammer!

„Ich hielt ihn!" antwortete Ritterhausen trocken.

Der Polizeibeamte warf abermals einen eigenthümlich forschenden Seitenblick auf den Hammerbesitzer. Dann sagte er gähnend:

„Jetzt will ich Sie aber nicht länger belästigen. Da Sie so freundlich waren, mir ein kleines Zimmer einräumen zu lassen, erlauben Sie mir, daß ich mich dahin zurückziehe. Ich weiß nicht, thut es die außergewöhnliche Ermüdung, die ich mir habe heute zumuthen

müssen, oder ist es Ihr Wein — ich fühle das Bedürfniß, ein wenig zu ruhen."

„Ganz wie es Ihnen beliebt," versetzte Ritterhausen, indem er die Klingel rührte und der eintretenden Dienerin befahl, den Herrn auf seine Zimmer zu führen. —

Als Sibylle nach einer Weile in die Wohnstube trat und den Vater nach dem neuen Gaste fragte, antwortete dieser:

„Es ist ein Monsieur Ermanns, Angestellter bei der Polizei, der sich hier einquartiert, um von hieraus Untersuchungen über die Mordthat vorzunehmen; aber was der an's Tageslicht bringt, wird wahrhaftig blutwenig sein! Ein gemüthlicherer Polizeimensch ist mir nie vorgekommen. Trinken und Schwatzen scheinen ihm viel angenehmere Beschäftigungen als sich mit Morduntersuchungen zu plagen. Er ist überzeugt, daß der Graf Epaville sich selbst um's Leben gebracht hat — diese Annahme hat auch viel für sich; aber es machte mir doch einen beinahe komischen Eindruck, ihn seine Ansicht vertheidigen zu hören, denn er war sicherlich nur deshalb so lebhaft dafür, weil ihm die Sache auf diese Weise die wenigste Schererei macht. Er ist nach oben gegangen und hat sich auf's Ohr gelegt, um zu schlafen. Du liebe Zeit! Welche Menschen drängen

sich heutzutage in Stellen und Aemter, zehren von unsern sauer aufgebrachten Steuern und stehlen dem lieben Herrgott den Tag ab!"

„Wird er den Abend mit uns speisen?" fragte Sibylle.

„Ganz ohne Zweifel. Er wird sehr mit uns speisen und trinken auch! Du kannst Deine Anstalten danach treffen!"

Sibylle hatte von dem Hammerschmiede, den sie auf die Burg gesendet, noch immer keine Nachricht erhalten. Sie ging bald wieder hinaus und in den Garten, wohin ihr Bote kommen wollte, um ihr Bericht abzustatten, sobald er von der Rheider Burg zurück sei. Nachdem sie eine Weile im Garten auf- und abgegangen, sah sie den sehnlich Erwarteten denn auch auf dem Fußwege jenseits des Flusses endlich daher kommen und dann über den Steg schreiten, der über dem Gewässer lag. Unruhig bewegt eilte sie ihm durch das kleine Gartenthor entgegen, und begegnete ihm auf dem Grasrain, der zwischen dem Garten und dem Flußufer lag.

„Hast Du Claus sprechen können?" fragte sie in beinahe athemloser Hast.

„Ja, Mamsell Ritterhausen."

„Und was sagt er?"

„Er sah mich verstört und ängstlich an; der ganze

Mensch ist verstört und spricht unsinniges Zeug durcheinander. Als ich von einem Deserteur anfing, rief er, er wisse nichts von einem Deserteur, und ob ich ihn auch ausfragen und quästioniren wolle, er sei heute schon genug cujonirt; ich hatte Mühe, ihm verständlich zu machen, daß ich von Ihnen komme und nicht daran denke, ihn zu verrathen. Da sagte er endlich, der Deserteur sei ein wunderlicher Gast gewesen, bald sei er im Schloß versteckt, bald fort, draußen im Wald oder der Himmel wisse wo, gewesen und nicht zu Mittag noch zu Abend erschienen. Gestern und heute habe er nichts von ihm gesehen, aber am vorgestrigen Tage habe er ihn gesehen und ihm Abendessen gegeben."

„Also doch!" sagte Sibylle schwer aufathmend, denn diese Mittheilung war nicht geeignet, die Last zu erleichtern, welche auf ihrem Herzen lag. „Ich danke Dir, Heinrich, und hier hast Du zu einem frischen Trunke. Daß Du schweigst, brauche ich Dir nicht zu empfehlen!"

Damit wandte sie sich und schlüpfte wieder durch das Gitterthörchen in den Garten zurück, wurde aber nicht wenig betroffen, als ihr hier, ganz nahe der Umfassungshecke, der Polizeibeamte, Monsieur Ermanns, begegnete. Er begrüßte sie äußerst höflich und sagte: „Mademoiselle Ritterhausen, wenn ich nicht irre..

„Die bin ich,“ antwortete Sibylle mit einer kurzen Verbeugung.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihre charmante Besitzung zu besichtigen,“ sagte der Employé — „ich finde die Lage ganz ausgezeichnet. Wie schön ist dies kleine Flußthal! Wie malerisch! Und wie romantisch blickt das alte Castell dort von seiner Höhe herab! Wirklich ein beneidenswerther Aufenthalt hier. Wer hier ruhig seine Tage verleben könnte, frei von all den vermaledeiten Amtsplackereien und Dienstscherereien. . . .“

„Sie würden es den Winter doch nicht aushalten in solcher Einsamkeit,“ versetzte Sibylle, um auf des höflichen Mannes Reden Etwas zu antworten.

„Es käme dann freilich ein wenig auf die Gesellschaft an,“ erwiderte Monsieur Ermanns lächelnd — „in so guter, wie ich sie hier finde, würde ich einen isländischen Winter hindurch vergnügt sein. Ich liebe das Landleben über Alles. Sie erlauben mir ja, daß ich mich ein wenig hier umsehe? Und das Hammerwerk darf ich ja auch wohl betreten? Sie können ganz sicher sein, daß ich keine indiscreten Blicke in Ihre Fabrikationsgeheimnisse werfen werde — ich verstehe nichts davon — aber es interessirt mich, ich habe niemals ein solches Eisenwerk gesehen — und dieser Mann da,“ fuhr der Fremde auf den Arbeiter deutend fort,

der noch immer im Hintergrunde stand, weil er sich scheuete, an den Redenden in dem schmalen Gartenpfade vorüber zu gehen — „dieser Mann hat wohl die Gefälligkeit, mich zu führen!“

„Geh' mit dem Herrn, Heinrich,“ wandte sich Sibylle an diesen „und zeige ihm den Hammer!“ und dann machte sie dem Employé abermals eine Verbeugung und ging an ihm vorüber dem Hause zu.

„Liebe Leute — die Ritterhausens,“ wandte sich der Polizeibeamte nun an den Arbeiter mit einem äußerst freundlichen Gesicht; „man freut sich ordentlich, eine so biedere, solide, wohlhabende Familie zu sehen. Es giebt ihrer wenig solche, mein guter Freund, das kann ich Ihm versichern; unser eines hat Gelegenheit, das zu erfahren. Es ist gar viel Schwindel in der Welt, namentlich in Eurer Hauptstadt Düsseldorf, das ist ein gewaltiges Schwindlervölkchen.“

„Ja,“ antwortete der große Hammerschmied gutmüthig lachend, indem er neben dem gesprächigen Beamten weiter ging und an der Hecke des Gartens her den Schmiedegebäuden zuschritt — „das rührt noch aus der pfälzer Zeit her — die Leute in der Pfalz sind ein lustig Volk und die haben's mit herüber gebracht! Und nun die Franzosen drinn sind. . .“

„Wird es nicht besser werden, meint Er, ehrlicher Mann? — Nun, Er kann wohl Recht haben!“ versetzte Monsieur Ermanns. — „Ah, da ist ja wohl der Hammer, lauter solide, tüchtig in Stand gehaltene Gebäulichkeiten — das macht einen andern Eindruck, Alles was man hier sieht, als das verkommene alte Haus, «die Burg» wie man hier sagt, da droben!“

„Ja, Gottlob!“ erwiderte Heinrich.

„Ihr waret ja schon oben, auch im Innern des alten Castells?“

„Schon manchmal!“

„Wenn ich recht sah, kamt Ihr eben von da herunter. Mamsell Sibylle hatte Euch einen Auftrag gegeben?“

„O das nicht gerade,“ versetzte der Arbeiter ein wenig verlegen.

„So hatte sie Euch eine Botschaft aufgetragen,“ fuhr Ermanns fort. „Ihr habt wohl einmal zuhören sollen, welche Wendung die Untersuchung nehme und was die Herren, die heute oben waren, zu dem Fall gesagt haben? Man weiß ja, die Damen sind neugierig — man kann es sich denken.“

„Es ist aber doch nicht so,“ sagte der Arbeiter — „ich war blos oben, um dem Hausmeister Claus etwas zu sagen.“

„So, dem Hausmeister Claus — von der Mamsell Ritterhausen? Und was solltet Ihr ihm sagen?“ fragte Monsieur Ermanns plötzlich mit einem außerordentlich scharfen Tone und noch schärferm Blicke, die den Hammerschmied offenbar bestürzt machten.

„Was Mamsell Sibylle mir aufgetragen hat,“ stammelte er.

„Ja, was sie Euch aufgetragen hat! Etwa eine Erkundigung, wie Claus geschlafen habe?“

„Das nicht gerade!“

„Kennt Mamsell Sibylle den Claus?“

„Ja, Herr, sicherlich. Früher, als Mamsell Sibylle noch ein Kind war, und die Huckarde noch auf der Burg wohnten, da ist sie fast alle Tage droben gewesen und hat mit dem jungen Herrn Richard gespielt — dazumal war der Proceß noch nicht im Gange, und von da her kennt sie die Burg und den Claus gar wohl.“

„Und weil sie so gut und schön ist, geht der alte Claus durch Feuer und Wasser für Mamsell Sibylle?“ fragte der Polizeibeamte.

„So wird es wohl sein!“ versetzte lächelnd Heinrich. „Besonders, wenn er ein ordentliches Trinkgeld dabei verdient.“

„Also," fuhr Monsieur Ermanns fort, indem er sich auf dem Platze, wo sie sich befanden, einem zwischen der hinteren Seite des Wohngebäudes und den Hammerwerkstätten versteckt liegenden Winkel gemüthlich auf einen Haufen Bauholz setzte, welches hier aufgeschichtet lag — „also, nun brauchten wir blos noch zu hören, was Ihr im Auftrage der Demoiselle dem Hausmeister habt ausrichten müssen, und dann könnten wir weiter gehen, um uns die Hammerschmiede anzuschauen. Ich muß das aber vorher wissen, mein guter Freund, denn dies zu erfahren bin ich so begierig, daß ich gar kein Vergnügen an dem Beschauen Eurer famosen Eisenfabrik haben würde, ehe ich es nicht gehört!"

„Aber, mein Gott, was geht es Euch denn an?" platzte der Hammerschmied heraus.

„Ja, was geht es mich an! Eigentlich nichts, gar nichts. Da habt Ihr völlig Recht. Aber seht, Heinrich — Heinrich heißt Ihr, nicht wahr? — seht, Heinrich, ich bin nun einmal von unserm Herrgott so neugierig geschaffen. . ."

„Kann Euch aber doch nicht helfen," brummte der rußige Mensch, dem des Inquirirens zu viel wurde. „Geht und fragt Mamsell Sibylle selbst, und wenn Ihr's dann von Ihr gehört habt, so könnt ihr nachkommen und in der Schmiede nur nach dem Hein-

rich fragen, ich will dann schon zur Hand sein und Euch Alles zeigen."

Und damit wendete der Arbeiter dem Employé den Rücken und machte Miene, ihn auf seinem Bauholz sitzen zu lassen, so lange er Lust habe.

„Halt, mein Freund," rief aber jetzt der Beamte in einem sehr schneidenden Tone — „ich muß Euch darauf aufmerksam machen, daß Ihr in einem kleinen Irrthum befangen seid, wenn Ihr nämlich glaubt, ich plaudere mit Euch, um die Zeit gemüthlich todtzuschlagen. Ihr müßt wissen, daß Ihr vor einer obrigkeitlichen Person steht, welche alle Vollmachten hat, zu thun und zu verfügen, was ihr irgend nothwendig scheint, um dem in der Rheider Burg begangenen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Wir haben uns bis jetzt ganz freundschaftlich über den Fall unterhalten, und wenn Ihr es wünscht, Meister Heinrich, so fahren wir in dem Tone fort, und Ihr erzählt mir nun ganz aufrichtig, zu welchem Ende die Demoiselle Euch so eben da hinauf gesandt hat. Wenn Ihr aber noch länger den Verstockten spielt, dann arretire ich Euch, lasse Euch geschlossen nach Düsseldorf transportiren, allwo man Euch in ein finsteres Loch wirft, und dort lasse ich Euch einen Tag hungern und den andern mit

Wasser und Brot regaliren und den dritten Tag wieder hungern — Ihr habt dann eine kleine Abwechselung, damit Euch das ewige Wasser und Brot nicht gar zu langweilig wird. Das geht so fort bis Ihr schwarz werdet, oder bekennt. Ueberlegt Euch deshalb die Sache. Was meint Ihr, wie lange hält ein Mensch, der Eure Leibesgestalt und Eure Knochen und Euern Magen hat, es mit Wasser und Brot in einem dunkeln Loche aus? Acht Tage? Vielleicht. Aber rechnen wir zehn. Länger gewiß nicht. Oder meint Ihr vierzehn? Gut, lassen wir's vierzehn sein. Dann aber seid Ihr mürbe, Freund, das schwöre ich Euch, und kriecht zu Kreuz und küßt dem Teufel den Schwanz, wenn man's von Euch verlangt. Nun, also — wie soll es sein? Wollt Ihr gleich sprechen, oder erst solch' eine kleine Cur durchmachen?"

Der große Mensch war blaß geworden unter dem Rußüberzug, der sein Gesicht bedeckte, und seine ungelenken Glieder schlotterten vor Schrecken vor dem kleinen schmächtigen Employé, der vor ihm saß und in so freundlich gemüthlichem Tone von so haarsträubenden Dingen sprechen konnte.

„Um Gottes Willen, wer seid Ihr denn?" stammelte er.

„Ich bin ein Beamter der großherzoglich bergi-

schen Polizeiverwaltung, mein Freund. Als solcher befehle ich Euch nun zu reden. Und zwar die Wahrheit. Denn das merkt Euch wohl, Ihr werdet das, was Ihr sagt, später beschwören müssen. Darum lügt nicht."

„Aber, Herrgott im Himmel, was soll ich denn aussagen?" versetzte der Arbeiter, und warf die Blicke um sich, wie wenn er sehen wolle, ob er nicht vor dem fürchterlichen Menschen Reißaus nehmen und in irgend ein nahes Versteck schlüpfen könne.

„Ihr wollt entspringen? Das würde Euch nichts helfen, Heinrich," sagte der Polizeibeamte, — „wir würden Euch schon fangen; der Hammer ist bewacht von allen Seiten. Nun aber heraus mit der Sprache," fuhr er, wieder in seinen gebieterischen und drohenden Ton fallend, fort, „meine Geduld ist zu Ende und ich will eine Antwort. Was habt Ihr auf der Burg ausrichten sollen?"

„Ich habe," stammelte der Arbeiter, so gedrängt und eingeschüchtert, „den Claus aufsuchen sollen, um ihn zu fragen . . . ."

„Nun, was?"

„Ob . . . ob der Fremde noch in der Burg sei!"

„Der Fremde? Welcher Fremde?"

„Ja, das weiß ich nicht — der Fremde."

„Also der Fremde — ob der noch in der Burg sei?"

„So ist es."

„Und was hat der Hausmeister — Ihr habt ihn aufgefunden und mit ihm gesprochen?"

„Ja."

„Was hat er geantwortet?"

„Er hat gesagt, er wüßte es nicht. Vorgestern habe er ihn zum letzten Male gesehen, jetzt werde er sich wohl aus dem Staube gemacht haben."

„So, das sagte er? Der Fremde werde sich wohl aus dem Staube gemacht haben?"

„Das waren seine Worte."

„Nun brauche ich von Euch nur noch etwas Näheres zu hören, was das denn eigentlich für ein Fremder ist, und dann könnt Ihr frei Eures Weges gehen, Meister Heinrich. Ihr werdet mir nicht aufbinden wollen, Ihr hättet Euch bei der Demoiselle Ritterhausen oder bei dem Hausmeister Claus nicht ein wenig danach erkundigt, nach dem «Fremden»!"

„Ich weiß aber doch nichts von ihm!"

„So? — Da oben in der Burg ist in der verflossenen Nacht ein Mord vorgefallen. Bei solchen Vorkommnissen pflegt der Mensch sich zu fragen: Wer hat das gethan, wer kann das Verbrechen begangen haben? Und wenn man alsdann von einem «Fremden»

hört, der in dem Hause gesteckt hat, wo so etwas vorgegangen ist, so werden alle Geister der Neugierde wach und rufen: Wer ist der Fremde? Wollt Ihr mir aufbinden, Ihr hättet nicht so gefragt? Nein, Ihr wollt es nicht! Also heraus mit der Sprache!"

„Herr, ich kann bei meiner Seligkeit schwören, daß ich nichts davon weiß — ich habe den Auftrag bekommen, nach dem Deserteur zu fragen und Claus hat mir darauf geantwortet, wie ich gesagt habe; keine Sylbe mehr, denn er war verdrießlich und wollte mir kaum Rede stehen."

„Nach dem «Deserteur» — also nach einem Deserteur solltet Ihr fragen? Der Fremde war also ein Deserteur?"

„So nannte ihn Claus."

„Nun, Meister Heinrich, werdet Ihr beschwören können, daß dies Alles ist, was Ihr oben gethan habt und was Ihr wißt?"

„Ja, Herr, jeden Augenblick."

Der Polizeibeamte fixirte den Menschen mit seinen schärfsten Blicken und dann sagte er:

„Es freut mich, daß Ihr so vernünftig gewesen seid, endlich mit der Sprache herauszurücken. Ich verlange jetzt nichts weiter von Euch, als daß Ihr mit keiner Sylbe und keiner Miene irgend Jemandem ver-

rathet, worüber wir uns eben freundschaftlich unterhalten haben. Wenn Ihr das Maul nicht hieltet, so würde ich das sehr bald merken, und wenn Ihr mir dadurch das Spiel verderbt, so lasse ich Euch krumm schließen und lasse Euch nach Cayenne schicken, wißt Ihr, wo der Pfeffer wächst. Adieu, Meister Heinrich — Ihr könnt jetzt schmieden gehen! Bis auf Wiedersehen!"

Der Arbeiter machte eilig von dieser Erlaubniß Gebrauch; mit langen Schritten hub er sich von dannen, wie in der Furcht, daß der entsetzliche Polizeimensch, so lange er noch von diesem gesehen werde, ihn noch einmal zurückrufen und in den Schraubstock seiner verzweifelten Fragen nehmen könne.

Als er in den Hammergebäuden verschwunden war, blieb Monsieur Ermanns noch eine Weile nachdenklich auf seinem Bauholz sitzen.

Dann stand er auf, schlenderte lässig in das Wohngebäude zurück, und nachdem er hier seinen Schreiber aufgesucht und ihm einige Befehle gegeben, ließ er Demoiselle Ritterhausen um die Gunst einer Unterredung unter vier Augen bitten.

Achtes Capitel.

Eine Inquisition.

Sibylle empfing den Polizeibeamten in dem kleinen Zimmer, welches wir kennen; während sie sich in den leichten Rohrsessel setzte, der vor ihrem Schreibpult stand, bat sie den Beamten, auf dem kleinen Divan Platz zu nehmen, — an der Wand ihr gegenüber, unter den Bildern aus Klopstock's Messias. Monsieur Ermanns placirte sich just unter der bekannten Abbildung des zürnenden Höllengotts, der, auf Flammenwolken stehend, voller Grimm Blitze zu schleudern scheint. Der kleine Mann darunter nahm sich im Vergleich mit dieser poetischen Gestalt sehr schmächtig und äußerst zahm aus. Der Anspruch auf Männlichkeit, der dies farblose Gesicht in Gestalt eines Backenbartes umrahmte, war vom grau machenden Alter allbereits in demüthige Schranken zurückgewiesen; seine Mienen drückten weder

Zorn noch etwas Anderes aus, wenn nicht eine gewisse Apathie und Theilnahmlosigkeit an jedem Ding, das andere weniger ruhige Menschen auf ihrer irdischen Lebenslaufbahn in Aufregung zu versetzen vermag.

Und doch hatte das Wesen dieses Mannes etwas Bedrückendes, Aengstigendes für das junge Mädchen; sie fand in seinen Blicken etwas, das seiner übrigen Haltung und seiner Art zu sein und sich zu geben, schnurstracks widersprach. Es lag in seinen Augen etwas Scharfes, Hartes, Falsches, — etwas das Sibyllens Mißtrauen erregte. Vielleicht aber war dieser Eindruck mehr zu erklären durch Sibyllens natürliche Beängstigung, womit sie das Begehren einer Unterredung von Seiten des Beamten erfüllt hatte, als durch die Wirklichkeit und Richtigkeit ihrer Beobachtung.

„Welch' allerliebstes Boudoir haben Sie sich hier angelegt, Mademoiselle," begann der Polizeibeamte die Unterhaltung, nachdem er sich gesetzt hatte; „sehr hübsch und freundlich in der That — die Aussicht von den Fenstern ist hier noch hübscher, als aus dem Wohnzimmer des Herrn Ritterhausen — ich kann mir denken," setzte er mit einem Lächeln hinzu, das für Sibyllen etwas hämisches hatte, „ich kann mir denken, daß Herr Ritterhausen sich lieber dem Teufel verschreibt, als diese schöne Besitzung verläßt."

„Mein Vater hat Gott sei Dank nicht nöthig, sich dem Teufel zu verschreiben um deswillen," antwortete Sibylle halb überrascht und erschrocken, halb beleidigt durch diese Aeußerung.

„Sie meinen, er braucht den Teufel nicht, er hilft sich selber," fuhr mit demselben bedeutsamen und sarkastischen Lächeln Monsieur Ermanns fort.

„Ich meine, Sie reden in seltsamen Ausdrücken, mein Herr, die ich nicht verstehe. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, womit ich Ihnen dienen kann!"

„Sie zu verbinden bin ich eben gekommen, Mademoiselle," antwortete der Polizeibeamte. „In der That, in der reinsten und wohlwollendsten Absicht. Ich bitte Sie, bei unserer fernern Unterredung dies nicht außer Acht lassen zu wollen. Wir werden dann am rascheſten zum Ziele kommen. Betrachten Sie jedes meiner Worte als das eines aufrichtigen Freundes; sehen Sie in mir nicht zuerst den Beamten, sondern vor Allem den weichen theilnehmenden Menschen, dem das, was er als Beamter thun muß, oft das Herz bluten macht. In der That, Demoiselle Ritterhausen, ich bin von Natur eine gute harmlose Seele. Wenn Sie mich kennten, würden Sie sagen: den hat Gott in seinem Zorn zum Polizeimenschen gemacht. Aber wenn man nun eben

nichts Rechtes gelernt hat! Was kann man da machen? Es muß doch gelebt sein. Ich habe Frau und Kinder. Aus dem Militärdienst, worin ich früher stand, mußte ich ausscheiden — ich hatte meine Gesundheit darin ruinirt — meine ganze Constitution ist dabei zerrüttet worden. — Sie sehen es mir nicht an, aber ich bin oft recht elend. Als Entschädigung für eine geopferte Gesundheit und ein geopfertes Leben hat man mir diesen jämmerlichen Polizeidienst gegeben, den ich so oft verwünsche. — Doch was langweile ich Sie mit meinen Klagen, ich wollte ja weiter nichts, als Ihnen zeigen, daß Sie mir vertrauen könnten, daß ich gekommen bin, mich mit Ihnen ganz ohne Rückhalt freundschaftlich über eine Angelegenheit auszusprechen, welche Sie so nahe berührt, und worin Sie durchaus des Beiraths eines Freundes bedürfen, um nicht von der Schwere Ihres Kummers zu Boden gedrückt zu werden."

Sibylle sah den Polizeibeamten während dieser ganzen Rede mit großen Augen an.

„Ich muß Ihnen bekennen," sagte sie, weit mehr erschrocken als durch seine Freundschafts- und Theilnahmeversicherungen beruhigt, „daß ich nicht begreife, worauf Sie eigentlich zielen, mein Herr!"

„So erlauben Sie mir zuerst einige Fragen, Mademoiselle. Wissen Sie um ein Schreiben, welches

der ermordete Graf von Epaville an Ihren Vater erlassen hat?"

„Ja — ich habe es gelesen."

„Nach einem Concept, welches wir in dem Wohnzimmer des Unglücklichen auf der Burg oben gefunden haben, droht er darin Ihrem Vater mit der Verfolgung seiner Rechte auf diese Hammerbesitzung. Er hat entdeckt, daß der Hammer Eigenthum der Burg ist und er deutet an, daß, wenn Ihr Vater denselben wie sein Eigenthum bis jetzt behandelt habe, dies nur durch Nachlässigkeit der frühern Behörden möglich geworden sei, deren Connivenz Ihr Vater vielleicht durch Bestechung erlangt habe."

„Diese beleidigende Voraussetzung ist in dem Schreiben des Grafen, wie es uns zugekommen, nicht enthalten; mein Vater würde sich dergleichen auch nicht haben gefallen lassen," erwiderte Sibylle stolz.

„Nun, das Concept lautet doch ungefähr so," fuhr der Polizeibeamte fort. Und Sie haben den Brief bekommen, sagen Sie. Ihr Vater ist erschrocken, als er diese Fehdeerklärung seines neuen Nachbars erhalten hat; und Sie, Mademoiselle, sind in hochherziger Entschlossenheit zum Grafen von Epaville gegangen und haben versucht, ihn von weitern Schritten in dieser

Angelegenheit abzuhalten, oder einen Vergleich mit demselben zu schließen."

„Woher wissen, woraus schließen Sie das?" fiel ihm Sibylle entrüstet in's Wort.

„Der Hausmeister auf der Rheider Burg hat in seiner eidlichen Vernehmung so ausgesagt; er hat vom Fenster seiner Kammer aus gestern eine lange Unterredung zwischen Ihnen und dem Grafen bemerkt, die in dem Garten des alten Gebäudes stattfand."

„Das ist richtig, ich bin dort oben dem Grafen zufällig begegnet, aber sicherlich nicht, um diese Zusammenkunft zu finden, hinaufgegangen. Der Graf hat mir bei seiner ersten Erscheinung hier nicht den Eindruck eines Mannes gemacht, mit dem ich gesucht hätte, in weitere Berührung zu kommen."

„Sie hatten also nicht die Absicht, den Grafen in der Angelegenheit Ihres Hammers umzustimmen, ihn zu einer andern Ansicht der Sache, oder etwa zu einem Vergleich zu bereden."

„Nicht im Entferntesten!"

„Seltsam!" sagte der Polizeibeamte. „Es wäre doch so natürlich gewesen. Sie mußten wissen, daß Ihre Angelegenheit einen sehr mißlichen Charakter für Sie hatte. So weit ich die Sache bis jetzt kenne und zu beurtheilen vermag, Mademoiselle, gehört der Hammer

in der That als Pertinenzstück zur Rheider Burg, das heißt, er gehörte dem Grafen. Und dieser brauchte Geld, viel Geld, denn er war ein wenig panier percé, der arme Graf. Er kündigte Ihnen an, daß er gesonnen sei, sein Recht gegen Sie auszubeuten. Sie, die Sie gewohnt sind, Ihren kranken Vater in dessen Geschäften zu vertreten, begeben sich zu der Burg hinauf, Sie haben eine längere Unterredung mit Epaville — und dennoch versichern Sie mich, daß Sie nicht von der Angelegenheit, die Ihnen doch sehr dringend am Herzen liegen mußte, mit ihm reden wollten . . ."

„Zweifeln Sie an meinen Worten?"

„Nicht im Geringsten, Demoiselle Ritterhausen, ich erstaune nur. Aber ich lasse auf ihr bloßes Wort hin sogleich meine ganze Ueberzeugung fallen."

„Und diese Ueberzeugung war?"

„Daß der Graf Ihre Vergleichsvorschläge zurückgewiesen, daß er Ihnen seinen festen Willen erklärt hat, sein Recht zu verfolgen."

„O nein, mein Herr — es war durchaus umgekehrt," versetzte Sibylle mit einem bittern und verächtlichen Lächeln, „der Graf war voll zuvorkommender Anträge zu jedem möglichen Vergleich; er machte aus seiner Freundschaft eine sehr wohlfeile Waare . . ."

Der Polizeibeamte warf einen seiner scharfen Blicke auf Sibylle.

„Sie haben also doch von Ihrer Angelegenheit mit ihm geredet," sagte er. So eben verneinten Sie es."

„Ich verneinte, daß ich ihn aufgesucht; nicht daß, als der Zufall mich ihm in den Weg geführt, er nicht sofort von der Sache begonnen und der Unterredung eine Wendung gegeben, die mich veranlassen mußte, sie sobald abzubrechen, wie es immer möglich war."

„Aha, ich verstehe Alles," erwiderte Monsieur Ermanns mit boshaftem Lächeln. „Nun haben wir denn doch ganz dasselbe, was ich vorhin als Thatsache feststellen wollte: Sie haben eine Kriegserklärung von dem Grafen erhalten und als Sie darauf eine zufällige Unterredung mit demselben hatten, begriffen Sie, daß ein Friedensschluß mit ihm nur auf Bedingungen hin zu Stande kommen könne, welche Sie unter keinen Umständen, nie und nimmer, eingehen würden!"

„Darf ich Sie bitten, mein Herr, mir zu sagen, wozu Sie mich über diese Angelegenheit verhören, denn die freundschaftliche Unterredung, um welche Sie mich baten, hat gar sehr den Charakter eines Verhörs angenommen."

„Hat sie das in der That, Mademoiselle? Nun, es mag sein. Aber ich würde untröstlich darüber sein,

wenn etwas in meinem Tone und in meinen Fragen läge, das Sie unangenehm berühren könnte. Niemals in meinem Leben möchte ich weniger als Beamter und mehr als ein theilnehmender, wirklich ergebener Freund erscheinen."

„Nun, so würde ich es als einen Freundesdienst betrachten, wenn Sie mir ohne weitere Einleitung sagen wollten, wozu —"

„Ohne Einleitung bringe ich das nun eben nicht über's Herz, Mademoiselle Ritterhausen, und deshalb bitte ich Sie, spannen Sie mein herzliches Mitleiden mit Ihrer Lage nicht dermaßen auf die Folter ...."

„Herzliches Mitleiden ... ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, mein Herr, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich es überaus überflüssig finde," fiel Sibylle erbleichend ein.

„Mademoiselle, ich will die Thatsachen vor Ihnen reden lassen — Sie sollen dann selber die Schlüsse ziehen. Nachher erst werden wir auf diesen Punkt zurückkommen. Sehen Sie, was sich ereignet hat, ist dieses:

„Im Jahre 1799 gewinnt der Baron Huckarde einen Proceß wider den Hammerbesitzer Ritterhausen, dahin, daß der Rheider Hammer, welchen der Letztere längst als sein Eigenthum betrachtete, den er geschaffen,

verbessert, vergrößert hat, der ihn reich oder doch wohlhabend machte, der seine kleine Welt, sein Eins und Alles ist, auf dem er geboren und auf welchem er zu sterben gehofft hat, daß dieser Hammer nicht ihm, sondern dem Baron Huckarde gehöre.

„Der Baron hat beschlossen, ihn von dem Hammer zu entfernen.

„Um dem zuvorzukommen, kauft Ritterhausen Forderungen, welche dritte Personen an Huckarde haben, Schuldverschreibungen des Barons an sich. Er eröffnet dem gestrengen Herrn dies. Er droht ihm: Brauchst Du Dein Recht, so gebrauche ich das meine. Treibst Du mich von dem Hammer fort, so treibe ich unerbittlich meine Forderungen ein, lasse Deine Burg, oder wenn das nicht möglich, da sie Lehngut, alle Deine fahrende Habe saisiren und versteigern.“

„Wie wissen Sie das, mein Herr?“ fragte Sibylle in hohem Grade verwundert.

„Von dem Herrn Ritterhausen selbst. Er war vorhin in einer vertraulichen Unterredung so freundlich, es mir mitzutheilen.“

„Mein Vater selbst sagte Ihnen ...?“

„Gehen wir weiter,“ versetzte Monsieur Ermanns; „also der Hammerbesitzer bedroht den Burgherrn; der Burgherr aber entgegnet, daß er diese Bedrohung nicht

beachten werde, daß er sein Wort gegeben, seine Ehre verpfändet, den Herrn Ritterhausen von seinem Grund und Boden auszutreiben, und daß er ihn deshalb austreiben werde.

„Herr Ritterhausen sieht ein, daß er mit dem alten vorurtheilsvollen Manne nicht werde zu einer Verständigung kommen können. Er muß sich sagen, daß der Tag naht, wo er zur Schadenfreude seiner Neider und Feinde den Hammer werde räumen und in die Welt hinausziehen müssen. Sie trennen sich im Zorn, die beiden Männer. Der alte Huckarde geht spät Abends noch aus, zu einer Stunde, in welcher auch Ritterhausen ganz gegen seine Gewohnheit außer seiner Wohnung ist — am andern Morgen findet man plötzlich den alten eigensinnigen Baron mit einer Wunde am Hinterkopf todt in der Wupper!

„Erste Thatsache. Gehen wir über zur zweiten.

„Der Hammerbesitzer Ritterhausen bleibt nun unangefochten auf seinem Hofe. Jahre vergehen. Wir schreiben 1807. Die Rheider Burg wird Eigenthum eines neuen Herrn, eines Mannes, dessen Privatverhältnisse ihn zwingen, die Citronen, welche man ihm schenkt, nicht unausgepreßt zu lassen. Dieser Herr erklärt denn auch sofort dem Hammerbesitzer: Du sitzest auf meinem Eigenthum; ich fordere es zurück von Dir,

Du sollst mein Pachter werden, mein Heuerling, oder sofort den Heerd, an den Du Dich unrechtmäßiger Weise breit gemacht hast, verlassen.

„Der Hammerbesitzer sendet seine Tochter zu dem neuen, so schlimm auftretenden Herrn, um mit ihm zu verhandeln. Aber diese Botschaft bleibt fruchtlos. Sie hat nur ein noch mehr erbitterndes Ergebniß, denn der neue Burgherr führt der Tochter des Hammerbesitzers gegenüber eine Sprache, welche ihre jungfräulichen Gefühle verletzt und ihren Zorn erregt. Herr Ritterhausen also muß sich einmal wieder sagen: es giebt hier keine Rettung für Dich, Du wirst Deinen alten Besitz mit dem Rücken ansehen müssen. Da, in der nächsten Nacht findet man den neuen Burgherrn mit einer tiefen Wunde in der Brust, todt auf seinem Bette.

„Habe ich die Thatsachen einfach, wie sie sind, richtig und wahrheitsgetreu, vorgetragen?"

„In Ihrer eigenen Färbung. Aber, um Jesus und aller Heiligen willen, was folgern Sie daraus," rief Sibylle, die bis dahin mit immer größer werdenden Augen, immer bleicher werdenden Zügen der Rede des Polizeibeamten zugehört hatte.

„Was ich daraus folgere? Brauche ich das zu sagen? Folgern Sie selber: die Moral der Geschichte scheint mir nicht schwer zu finden!"

„Sie werden doch nicht andeuten wollen,“ rief Sibylle, plötzlich über und über dunkelerröthend und mit von Zorn bebender Lippe; „Sie werden doch nicht die Verwegenheit haben, anzudeuten, daß mein Vater mit diesen Mordthaten, oder was es sein mag, irgend eine Verbindung habe!“

„Beruhigen Sie sich, Demoiselle Ritterhausen; nehmen wir die Dinge wie sie sind; ich habe Sie meiner Ergebenheit und Dienstbeflissenheit hinreichend versichert; ich will nichts andeuten, nichts behaupten, ich will nur mit Ihnen überlegen, auf welche Weise . . .“

„Mein Herr,“ fuhr Sibylle entrüstet dazwischen, indem sie aufstand, „ich danke Ihnen für eine Freundschaft und Ergebenheit, welche sich darin zeigt, daß Sie mir Impertinenzen sagen. Haben Sie die Güte, mich zu verlassen, oder ich . . .“

„Sacht, sacht, meine theure Demoiselle,“ fiel hier Monsieur Ermanns ein, „stoßen Sie meine wohlwollende Theilnahme nicht von sich, denn Sie würden dann sehr unglücklich werden. Ich bin in der That nicht so impertinent und verwegen, wie Sie sagen. Wenn ich aus der Lage der Dinge den Schluß gezogen habe, daß Herr Ritterhausen «der intellectuelle Urheber», wie die Juristen sich ausdrücken, dieses Mordes an dem Grafen von Epaville ist, so habe ich noch eine ganz bestimmte

Thatsache, welche das Raisonnement meiner Vernunft unterstützt."

„Ich glaube, ich habe schon mehr, als es sich für eine Tochter ziemt, von Ihrem Raisonnement angehört, und deshalb . . . ."

„Nur noch einen Augenblick," fiel der Polizei-Beamte, immer in seinem ruhigen, freundlichen, halb demüthigen, halb ironischen Tone bleibend, fort. „Sagen Sie mir, was hat der Deserteur zu bedeuten, welchen man seit den letzten Tagen in der Rheider Burg versteckt gehalten hat, und nach dessen Befinden Sie vor kurzer Zeit sich so theilnehmend erkundigt haben — Sie, Mademoiselle Ritterhausen!"

„O, mein Gott!" rief Sibylle auf's Neue todtenbleich werdend aus, und fiel halb ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück.

Monsieur Ermanns schien der furchtbaren Erschütterung des jungen Mädchens, ihrem ohnmachtähnlichen Zustande durchaus keine Bedeutung beizulegen. Er fuhr zu reden fort, nur daß jetzt seine Stimme einen strengen Ernst annahm und seine Blicke stechend über seine Brille fortschossen.

„Ich muß hiernach annehmen," sagte er, „daß Sie in das, was geschehen ist, vollständig eingeweiht sind. Der Deserteur, der Ihre Theilnahme in An-

spruch genommen hat, ist das Werkzeug gewesen, dessen Ihr Vater sich bedient hat, und Sie, Demoiselle Sibylle Ritterhausen, kennen dieses Werkzeug und sind in Sorge darum, ob der Mörder sich früh genug vom Schauplatz seines Verbrechens gerettet hat, ob er nicht in die Hände der Gerechtigkeit gefallen ist! Sie gestehen mir das ein, Mademoiselle?"

Sibylle bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, durch deren Finger sich jetzt die hellen Thränen drängten.

„Nicht wahr, Sie gestehen das ein?"

Sibylle antwortete nicht. Aber für sich sagte sie: „O, diese Strafe ist fürchterlich — aber sie ist gerecht, gerecht!"

„Die Strafen der Verbrechen sind immer gerecht," fiel der Polizeibeamte, dessen scharfes Ohr ihre geflüsterten Worte vernommen hatte, ein; „und doch treffen sie den Einen weit härter als den Andern, je nach seinem Charakter, seiner Erziehung, der Stellung, welche er im Leben einnimmt. Für den Ehrgeizigen, den Gebildeten, einst angesehenen Mann, den die Leidenschaft zum Verbrechen verführt, ist die öffentliche Bestrafung, z. B. die Ausstellung, Etwas, worin für ihn eine Hölle liegt, während der in Ruchlosigkeit aufgewachsene, verkommene Mensch sich gar wenig daraus macht. Dennoch

ereilt diese Strafe Beide für dasselbe Verbrechen. Freilich ist der Eine strafbarer, als es der Andere ist: ob aber in dem Maße, wie ihn die Strafe grausamer trifft — wer kann das bestimmen! Wir sind alle Sklaven unserer Leidenschaften und moralische Blindheit läßt uns in Verbrechen fallen, wie physische Blindheit in Abgründe. Der Mensch ist eben wie er von der Natur gebildet worden, und wenn er seinem Nachbar das Haus anzündet, wer weiß, wo da der erste Funke zu dem verderblichen Feuer eigentlich steckte und aufglomm — ob nicht vielleicht in einem ungesunden Blut, das in seinen Adern stockte und mit andern Säften in feindliche Reibung gerieth und gohr, und ihn in einen Zustand versetzte, worin er der bedauernswürdige Sklave eines Triebes und Dranges wurde, der ihn zu dem führte, was wir dann Verbrechen nennen und unnachsichtlich bestrafen. Das letztere ist freilich auch nicht zu umgehen. Was soll man da machen! Aber aus dieser meiner Ansicht von den Dingen sehen Sie, Mademoiselle, daß ich nicht der Mann bin, über solche Dinge, wie sie hier geschehen sind, in eine unerbittliche moralische Entrüstung zu gerathen. Die aufrichtige Theilnahme, von der ich Ihnen vorhin sprach, bleibt Ihnen dennoch in ungeschmälertem Maße, und ich will jetzt dazu übergehen, sie Ihnen durch die That

zu beweisen. Sagen Sie mir, kennen Sie unser französisches öffentliches Gerichtsverfahren, unsere Assisenhöfe, Demoiselle Ritterhausen?"

Sibylle antwortete nicht. Wie versunken in einen tiefsten Gram, der sie für Alles, was außer ihr vorging, unempfindlich machte, saß sie auf ihrem Stuhle da, das Gesicht noch immer in ihren Händen bergend.

„Ich bitte um Antwort, Mademoiselle," sagte der Polizeibeamte scharf, „kennen Sie unsere Geschworenengerichte?"

Sibylle blickte auf und wandte ihm ihre todtenbleichen, mit Thränen benetzten Züge zu.

„Glauben Sie denn wirklich, können Sie wirklich glauben," antwortete sie mit stammelnder Lippe, daß mein Vater ..."

„Was kann Ihnen daran so viel liegen, Mademoiselle, ob ich glaube oder nicht glaube? Es hat für Sie gar keinen praktischen Werth, was ich persönlich glaube," versetzte Monsieur Ermanns mit bitterm Lächeln; — „lassen wir es also getrost aus dem Spiele und hören sie mich jetzt ruhig an. Sehen Sie, das Geschworenengericht ist eine Einrichtung, die das Merkwürdige hat, daß sie — wenigstens wenn es sich um gebildete Leute handelt — für den Unschuldigen, der vor dasselbe gezogen wird, eine gerade so harte Strafe

enthält, wie für den Schuldigen. Man führt nämlich den Angeklagten in einen großen Saal. Ihm gegenüber setzt man zwölf ehrsame Bürger, Gevatter Schneider und Handschuhmacher hin, und dann läßt man herein, wer immer von Krethi und Plethi kommen will. Dann giebt man sich einer ganz rückhaltlosen, durch keine Rücksicht gebändigten Erörterung seines Charakters, seiner Vergangenheit, seiner Verhältnisse hin — das Alles vor der Menge des zusammengeströmten Volkes, vor dem Pöbel, dem dieser öffentliche obrigkeitliche Scandal ein wahres Fest ist. Der öffentliche Ankläger häuft alle Schändlichkeit, die sich nur ersinnen läßt, auf des unglücklichen Angeschuldigten Haupt. Er macht ihn schwarz, wie die Hölle. Der Vertheidiger eifert dagegen an; hat jener im Namen der beleidigten Tugend und Moral ihn zu einem wahren Dämon gestempelt, so macht ihn dieser im Interesse der Humanität zu einem Heiligen. Er legt die Aureole aller häuslichen und öffentlichen Tugenden um ihn. Mit dem Flammenschwert der Beredtsamkeit streiten Beide um seine arme Seele, wie Teufel und Engel am Tage des jüngsten Gerichts. Das Alles in Gegenwart des Angeklagten; in seiner Gegenwart wird Zeuge nach Zeuge vorgeführt, und durch einen Eid gezwungen, ihm in's

Gesicht zu werfen, was er von ihm gesehen, gehört, jemals gedacht hat.

„Diese moralische Tortur, diese wahre Höllenpein für den Angeklagten, weit schlimmer als fünf Jahre Gefängniß oder Festungshaft, — findet statt, damit die zwölf Geschworenen befähigt werden, am Ende, nach Maßgabe ihres bon sens, das Verdict zu fällen, das heißt, auf die Frage nach der Schuld des Angeklagten: Ja oder Nein zu sagen. Voilà tout!

„Denken Sie sich nun Ihren Vater in dieser Lage; stellen Sie sich lebhaft vor, was er in einer solchen Situation empfinden würde: denken Sie an sich selbst als Angeklagte auf der Bank der Verbrecher, und dann antworten Sie mir: werden Sie nicht Alles darum geben, diesem Schicksale zu entgehen, das Sie bedroht, das unabwendbar ist — das, ganz abgesehen von Schuld oder Nichtschuld, nach der Lage der Dinge, durch die zwingende Macht der Thatsachen, über Sie beide heraufgeführt werden wird? Denn das wird es, darüber machen Sie sich keine Täuschungen — es sei denn, wir kämen jetzt hier zu einer Verständigung, in Folge deren ich Ihnen das Versprechen geben kann, daß Sie mit diesem entsetzlichen Schicksal, mit dem ganzen Jammer einer solchen Ausstellung, die schlimmer

ist, als auf einem Sklavenmarkt verkauft zu werden, verschont bleiben sollen."

Sibylle hob ihr thränenfeuchtes Gesicht auf und sah mit einem flehenden fragenden Blick den Polizeibeamten an.

„Sehen Sie," fuhr dieser fort, „die Geschworenen haben, wie ich Ihnen sagte, nur die Aufgabe, über das Ja oder Nein der Schuld zu entscheiden. Gesetzt also, ein zur Untersuchung Gezogener erklärte selbst seine Schuld; er gäbe ohne Rückhalt befriedigenden Aufschluß über die That und alle ihre Nebenumstände; er verschmähte es, in irgend einer Beziehung der Wahrheit untreu zu werden und stände mit offener Stirn und männlich ehrenhaftem Freimuth für das, was er gethan, ein — dann würde immer noch das Gericht ihn richten, aber es würde der Geschworenen Ausspruch dabei nicht bedürfen. Das Ja der Jury wird überflüssig, sobald der Angeklagte dies Ja selber spricht. Werden Sie mir also nicht folgen, wenn ich Ihnen den dringenden Rath gebe: legen Sie mir sofort ein offenes Geständniß ab und bewegen Sie dann auch Ihren Vater dazu, den ganzen Antheil, den er an diesen Mordthaten genommen hat, mir einzugestehen!"

Sibylle erhob sich jetzt groß und stolz. Sie trocknete ihre Thränen ab und wies dem Beamten ein

Antlitz, auf welchem jeder Zug das Gepräge stiller Fassung trug.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie, „für das, was Sie Ihre Freundschaft und Theilnahme für uns nennen. Ich will annehmen, daß sie aufrichtig gemeint sind. Obwohl eine wahre Theilnahme weniger vorschnell gewesen wäre, auf einen bloßen Schein hin, den eine unglückliche Verbindung von zufälligen Umständen erzeugt hat, an unsere Schuld zu glauben, meinen Vater für einen Mörder zu halten! Aber ich will Ihnen das verzeihen. Ihr Beruf mag Sie daran gewöhnen, die Menschen für schlecht zu halten. Das aber, mein Herr, erkläre ich Ihnen — so lange Sie von dieser Voraussetzung ausgehen, werde ich Ihnen keine Antwort mehr geben. Verlassen Sie mich jetzt. Mag dann kommen was da will. Gott wird uns beschützen. Ich bitte, lassen Sie mich allein!"

„Weisen sie im Ernst dem Freunde die Thür, Mademoiselle?" versetzte der Beamte ironisch. „Nun wohl, er weiß, was er einer jungen Dame schuldig ist und geht; aber der Polizeibeamte bedauert unendlich, daß er nicht so galant sein darf, er muß bleiben, bis er noch einige Aufklärung erhalten hat."

„Welche Aufklärung verlangen Sie?"

„Wer ist der bewußte Deserteur?"

„Ich weiß weiter nichts von ihm.“

„Er nannte sich einen Deserteur?“

„Ja.“

„Was thaten Sie, um sich zu überzeugen, daß er das in der That war und nicht etwa ein gemeiner flüchtiger Verbrecher?“

„Ich glaubte ihm.“

„Sehr vorsichtig!“ versetzte der Beamte mit spöttischem Lächeln. „Wie nannte er sich?“

„Ich weiß nichts von ihm, gar nichts,“ antwortete Sibylle. „Der Mensch ist mir in der Nähe der Rheider Burg bei einem Spaziergange begegnet — es sind seitdem vielleicht zehn Tage verflossen. Er hat mir seine Noth geklagt.“

„Seine Noth . . . welche Noth hat er Ihnen geklagt?“

„Nein, seine Angst, wieder eingefangen zu werden.“

„Wohl — fahren Sie fort.“

„Und ich habe Mitleiden mit ihm gefühlt. Ich habe ihm ein Versteck in der Rheider Burg gezeigt, das ich seit den Tagen, wo ich als Kind fast täglich in der Familie des Herrn von Huckarde verkehrte, kannte. In diesem Versteck konnte er sicher sein, nicht gefunden zu werden.“

„Haben Sie ihm Lebensmittel dahin geschafft?“

„Nein, ich habe ihm überlassen, für sich selbst zu sorgen. Und ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß ich ihn für den Verbrecher halten muß. Er hat mir erzählt, er sei desertirt aus Furcht vor einem Herrn im Gefolge des Großherzogs, der aus früheren Lebensverhältnissen her sein Feind sei. Muß ich nicht schließen, daß dieser Herr aus dem Gefolge der Graf Epaville gewesen, den sein Unglück in die Burg geführt hat, während der Deserteur darin versteckt war?“

„So, das hat er Ihnen erzählt?“ antwortete Ermanns gedehnt und offenbar ungläubig und fuhr dann fort: „Kennt der Hausmeister das Versteck?“

„Nein! Niemand außer mir.“

„Und der Deserteur, scheint es, ist noch dort? Sie haben, als Sie sich heute nach ihm erkundigten, die Antwort erhalten, er sei am vorgestrigen Tage wenigstens noch da gewesen?“

„Diese Antwort habe ich erhalten.“

Monsieur Ermanns schwieg eine Weile, während der er Sibyllens Züge fixirte.

„Und Sie gestehen wirklich nicht ein,“ sagte er dann plötzlich, „daß dieser Deserteur das von Ihrem Vater gedungene Werkzeug des Verbrechens war?“

Sibyllens Antlitz zeigte ein zorniges Erröthen.

„Ich muß Sie bitten, mich mit solchen Fragen zu verschonen. Sie werden keine Antwort darauf erhalten."

„Nun, wie es Ihnen beliebt. Aber eine Bemerkung werde ich Ihnen machen dürfen: Hätte der Deserteur aus eigenem Antrieb gehandelt, als er den Mord beging, so könnte es Niemand einfallen, zu denken, derselbe habe sich nicht augenblicklich aus dem Staube gemacht. Sie aber fürchteten, er könne noch dort sein. Weshalb sollte er noch dort sein, wenn nicht, weil er noch etwas erwartet, noch ein Interesse ihn fesselt. Wäre das, was er erwartet, bevor er flieht, vielleicht die Zahlung des Blutgelds?"

Sibylle antwortete nicht, sondern wandte Ermanns entrüstet den Rücken.

„Sie antworten nicht, Demoiselle — um Eines muß ich Sie jedoch ersuchen, bevor ich Sie von meiner Gegenwart befreien kann."

„Und das ist?"

„Ich muß bitten, daß Sie mir das Versteck in der Rheider Burg näher angeben."

Sibylle zauderte einen Augenblick, bevor sie antwortete, — so groß war ihr Widerwille, mit dem Polizeibeamten noch eine Silbe zu wechseln. Aber

mußte sie nicht um ihrer selbst willen alles aufwenden, daß der Fremde, der so wahrscheinlich der Verbrecher war, in die Hände der Justiz falle? Sie war deshalb bald entschlossen, doch nicht schnell genug, um nicht durch ihr Zögern mit einer Antwort dem Beamten neuen Verdacht zu geben.

„Sie scheuen den Verrath?“ fragte er ironisch lächelnd.

„Ich darf nichts scheuen,“ antwortete sie, „was zur Entdeckung des Verbrechers führen kann, die hoffentlich nicht ausbleiben und Ihnen beweisen wird, wie ruchlos und unverantwortlich Ihr Verdacht ist!“

„Das Versteck also?“

„Der Eingang zu ihm liegt im ersten Stock des alten Gebäudes, im letzten Zimmer zur rechten Hand, wenn man von der Haupttreppe her diesen Stock betritt.“

„Also in dem Zimmer, worin der Graf von Epaville ermordet gefunden wurde!“ fiel Monsieur Ermanns ein.

„Ich weiß nicht, in welchem Raum dies entsetzliche Ereigniß vorfiel,“ antwortete Sibylle; „das Versteck aber ist in dem bezeichneten Zimmer. Sie werden die Wände desselben mit Lambris bekleidet finden.

Wenn sie nun an der Seite des Zimmers, die an den Thurm stößt, welcher außen das Gebäude flankirt, wenn Sie an dieser Seite das mittelste Getäfel der Lambris mit einer gewissen Kraftanstrengung linkshin zu schieben versuchen, so werden Sie finden, daß es dem Drucke weicht und eine viereckige Oeffnung frei läßt, durch welche man schlüpfen kann. Hinter dieser Oeffnung aber liegt ein kleiner Raum, der ganz in der dicken Mauer des Thurms angebracht ist und sein Licht durch ein kleines vergittertes Fenster erhält, welches in das Innere des Thurms geht. Es ist dort an einer Stelle angebracht, wo es Niemandem, der sich in dem Innern des Thurmes befindet, auffallen kann."

„Ich bin vollständig von Ihrer Antwort befriedigt," sagte der Polizeibeamte, sich erhebend. „Ich werde mich jetzt entfernen, — aber, Mademoiselle, ich muß Sie bitten, Ihr Zimmer für's Erste nicht verlassen zu wollen. Darf ich in dieser Beziehung auf Ihre Gefälligkeit zählen?

„Ich weiß nicht," versetzte Sillylle verwundert und erschrocken, „ob ich mir im Hause meines Vaters solche Vorschriften geben zu lassen brauche?"

„Setzen Sie meine Befugniß dazu, oder meine Macht derartige Anordnungen nöthigenfalls gewaltsam

durchzuführen, in Zweifel? Im letztern Falle würde ich Ihnen die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln, welche in Beziehung auf dieses Haus im Stillen getroffen sind, näher angeben müssen."

„Also ich bin eine Gefangene?!" rief Sibylle entsetzt aus.

„Sie haben vorläufig nur einen kleinen harmlosen Stubenarrest," lächelte Monsieur Ermanns, — „aber trösten Sie sich, er dauert vielleicht nur so lange, bis ich eine Unterredung mit Ihrem Vater gehabt habe, um welche ich denselben jetzt bitten werde!"

Und damit entfernte sich Monsieur Ermanns aus Sibyllens Zimmer, nachdem er ihr eine leichte Verbeugung gemacht hatte, und ließ das unglückliche junge Mädchen allein mit ihrer Angst, ihren folternden Gedanken, ihrer Verzweiflung.

Denn in der That, die Gedanken, welche auf sie einstürmten, hatten etwas, das die Verzweiflung rechtfertigen konnte. Mochte sie vor sich in die nächste Zukunft oder zurück in die Vergangenheit blicken — es war beides gleich dunkel und qualvoll. Vor sich sah sie das entsetzliche Schauspiel eines über sie und ihren Vater verhängten Gerichts, welches der Beamte ihr ausgemalt hatte. Und aus der Vergangenheit erhoben

sich beängstigende Gedanken über ihres Vaters Handlungsweise, über das, was er mit dem unglücklichen Baron verhandelt, der so bald darauf seinem Leben ein freiwilliges Ende gemacht hatte — denn diese Auslegung mußte Sibylle nach allen Umständen, die ihr bekannt geworden, der Katastrophe des alten Huckarde geben. Und dabei dachte sie an den unglücklichen Sohn des so traurig untergegangenen Mannes, dem nichts übrig geblieben, als in die ferne Fremde zu wandern, ohne Hülfsmittel, ohne Freunde, ohne den Gedanken an Gott und seine Vorsehung, die ihn stützen und trösten konnte auf seiner Wanderung durch ein ödes, gemüthloses, von Arbeitsqual erfülltes Leben! Und indem sie so die Gestalt Richard's vor sich heraufbeschwor, sehnte sich ihre ganze Seele ihm nach, in die Weite, Ferne, wo er weilte, vielleicht traurig und hoffnungslos und entmuthigt, und doch nicht so bodenlos elend, nicht so verzweifelt wie sie! Ja, könnten die Lüfte sie tragen, die Schwingen ihrer ängstlich flatternden Seele sie zu ihm führen, ihm würde sie Trost bringen und Hülfe — er sie neben sich die Freiheit, die Rettung von all ihrer Qual und ihrem Elend finden lassen! Sie würde ihm neuen Muth und Zuversicht auf die Lenkung des menschlichen Schicksals durch den Himmel einflößen und das schlummernde Gemüth, das er ge=

waltsam in sich zu ersticken gestrebt hatte, wach rufen, und ihm sagen . . .

Aber, unterbrach Sibylle den Gang und die Richtung dieser Gedanken, und es war, als ob zugleich ein tröstender Lichtstrahl in ihre Seele fiel — was sie Richard sagen wollte, konnte sie das jetzt nicht mit ganz gleichem Rechte sich selber sagen und vorhalten? Konnte sie sich nicht auch sagen, daß eine väterlich waltende Hand über ihr sei, welche dem Menschen nicht mehr auferlegt, als er zu tragen vermag und welche auch sie aus der Tiefe ihres Elends, aus diesem Wirrniß führen werde, zu Ruhe und Frieden, zu Gerechtigkeit und Klarheit? Konnte sie sich nicht sagen, daß in der reinen Unschuld ihrer Seele der Keim zu einem endlichen Siege über Alles, was die Menschen und die Welt ihr zufügen konnten, liege? Wie oft hatte sie einst Richard gegenüber solche Gedanken vertheidigt! Er aber war unbekehrt von ihr in die Ferne gegangen. Sie hatte den Entschluß gefaßt, durch treues Ausharren ein Ziel zu erreichen, an welchem sie ihn durch die That bekehren konnte. Strafte sie jetzt nicht sich selber Lügen durch ihre Muthlosigkeit und Verzweiflung; ward sie nicht an sich selber untreu?

Während Sybylle auf diese Weise sich wieder zu Fassung und Muth emporrang, war Monsieur Ermanns

beschäftigt, seine Inquisitorkünste dem Hammerbesitzer gegenüber zu entwickeln; etwas weniger selbstvertrauend und selbstzufrieden wie er es Sibyllen gegenüber gewesen war, denn er mußte sich bald gestehen, daß er mit seinem schlauen Plane, ein völliges Geständniß durch eine Art gemüthlicher Ueberrumpelung zu erhalten, gescheitert war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.